

W.K. 10

# Oberschlesien

Zentralorgan des Oberschlesischen Hilfsbundes und der  
Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier

Berlin NW52, Schloß „Bellevue“



## Deutsche! Vergesst es nie!



2. Jahrgang, Heft 1  
Januar 1925

Verlagsdruckerei Bernard & Graefe, Charlottenburg!

20 105 / 7.1

## Haltet unsere Zeitschrift „Oberschlesien“!

Wer die Zeitschrift liest, unterstützt damit das Deutschtum in Oberschlesien.

# Die Zeitschrift „Oberschlesien“

erscheint vorläufig einmal im Monat und zwar am 1. jed. Mtk. Herausgeber: Oberschlesischer Hilfsbund, verantwortlicher Redakteur R. Lindenau, Berlin / Inseratenpreis für die 4-gespalt. mm-Zeile 40 Pf., Stellengesuche die Hälfte; Rabatt n. Tarif. Abonnementpreis Einzelnummer 40 Pf., vierteljährl. 1 M., Ausland  $\frac{1}{2}$  \$ oder entsprechend. Zahlbar auf das Postcheckkonto des Oberschlesischen Hilfsbundes Berlin Nr. 10899.

Schluß der Redaktion am 15. jedes Monats.

||| Alle, die Zeitschrift „Oberschlesien“ betreffenden Nachrichten sind zu senden an: |||  
die Schriftleitung der Zeitschrift „Oberschlesien“, Berlin NW 52, Schloß Bellevue. |||

## Deutsche, helft uns Oberschlesien erhalten!

Tretet dem Oberschlesischen Hilfsbund bei!

Mindestbeitrag pro Jahr 6 Mk. für Einzelpersonen, 20 Mk. für Körperschaften.

Nach den Verfügungen des Preuß. Herrn Staatskommissars für die Regelung der Wohlfahrtspflege vom 24. 2. 1922 Nr. R. W. 338 und vom 13. 6. 1924 Nr. R. W. 1242 ist der Oberschlesische Hilfsbund allein berechtigt, für Oberschlesien im In- und Auslande Geld zu sammeln.



18215



## Aus dem Inhalt

„Neujahrsbetrachtung“ von Reichsminister a. D. Schiffer / „Was ich in Chile geschaut“  
„Die Entwicklung des Lichtbildwesens in Oberschlesien“ / „Chorzow und die  
Stickstoffdünger-Industrie“ (Schluß) / „Gräfin Bethusy-Huc“ / Die Sachsen-  
gängerin“ von Gräfin Bethusy-Huc / „Zehn Jahre“ / „Das Wohnungselend  
in der Stadt Hindenburg O. Schl.“ / „Das Werk“ / „Heim-  
garten Reize-Neuland“ / „Nachrichten aus der Heimat“  
„Aus den Vereinen“ / Bücherecke“ / „Rätsel“ / „Wizwinkler“



Oberschlesier! Tretet den vereinigten Verbänden  
heimattreuer Oberschlesier bei!

DM/2/2



140

1937 88

# Oberschlesien

Zentralorgan des Oberschlesischen Hilfsbundes und der  
Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier

Heft 1

Januar 1925

2. Jahrgang

## Geleitwort!\*)

### Dennoch!



Im Vertrauen auf die Zukunft ertragen wir die Gegenwart!



Sieg oder Unsieg steht in Gottes Hand,  
Der Ehre sind wir selber Herr und König!

Reichsminister Stresemann.



Du Land im Bruderstreit,  
Du Land im Bettlerkleid,  
In Hunger und Sorgen!  
Du Land nach verlornen Schlacht,  
Du Land in tiefster Nacht,  
Wann tagt Dein Morgen?

Wenn Du Dir selber vertraust,  
Auf keinen Fremden baust,  
Mit Zittern und Zagen,  
Wenn Du wie einstmals schaffst,  
Die Kraft zusammenraffst,  
Dann wird es tagen!



Oberschlesien: „Sursum corda!“ Es ist nicht aller Tage Abend!

Georg Freiherr von Ompteda.

\*) Wir bringen von jetzt ab an dieser Stelle Aussprüche und Verse, die uns bei der Autogrammtombola bei der „Oberschlesischen Woche“ zur Verfügung gestellt worden waren.



reien des Herrn Sikorski, der es mit seiner Stellung und mit seinem Rufe als Kriegsminister vereinbar hält, die unsinnigsten Märchen über deutsche Rüstungen zu Lande und zu Wasser aufzutischen. Aber bis die verständigen und eben deshalb freundlichen Ansichten und Stimmungen in Polen die Oberhand gewonnen haben werden, dürfte noch recht erhebliche Zeit verstreichen. Eben deshalb gilt es, alle Kräfte zu sammeln, um für alle Eventualitäten gerüstet zu sein. Die deutsch-polnischen Handelsvertragsverhandlungen werden demnächst beginnen und auf einem Einzelgebiete den Beweis erbringen, inwieweit man sich in Polen über den Umfang seiner Bedürfnisse und das Maß seiner Kräfte klar ist. Hier werden deutsche Diplomaten und Wirtschaftler das Wort haben. Wir haben

es mit allgemeinen Dingen zu tun. Wir haben deutsche Kultur, deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsches Wesen, mit einem Worte — deutschen Geist zu pflegen, dessen Macht nirgends besser demonstriert werden kann als an und in Oberschlesien, wo alles was ist, zum mindesten alles, was gut ist, diesen deutschen Geist atmet, von ihm geschaffen ist, seinen Stempel an der Stirn trägt. Das und nichts anderes ist Aufgabe und Ziel des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier, die ganz Deutschland zur Hilfe und Unterstützung ihrer Bestrebungen aufrufen. Möge das neue Jahr den Beweis liefern, daß dieser Aufruf nicht vergebens erschallt!

### Beim Jahresende.

**D**es Jahres letzte Zeit, von Gottes Hauch  
mit einem linden Frieden überweht,  
ist wie des Jahres stilles Nachtgebet;  
und unsre müden Herzen beten auch. . .

Sie beten tief aus ihrer letzten Kraft,  
um eine Rast nach endlos langem Leid  
und dann — um eine junge, helle Zeit,  
die sich aus Blut und Schutt und Trümmern rafft!

Die als ein Lenz, schön, wie noch keiner kam,  
des Lebens heil'ge Quellen neu befreit  
und alle Freude, die man längst uns nahm,  
erstehen läßt in Gottesherrlichkeit!

Irma Erben-Sedlaczek.



# Was ich in Chile geschaut.

Von Arbeiter Reinhold Förster.

In der argentinischen Zeitschrift „Hüben und Drüben“ veröffentlicht ein oberschlesischer Bandmann nachstehenden Aufsatz, den er uns freundlichst zum Abdruck überlassen hat.

**C**hiles Land und Leute ohne seine größten Volkszentren und die Hochkordillere schildern, hieße eine Menschengestalt ohne Kopf und Füße beschreiben. Wenn man „via Cordillere“ in das Land des Sonnenscheins kommt, so ist das nächste Ziel wohl immer der Haupthafen Valparaiso. „Tal des Paradieses“ ist es von den prahlerischen Südländern ein bißchen übertrieben benannt. Diese Bezeichnung ist für das weitgeöffnete und fruchtbare Unconcanguatal angebracht, durch das der Transadino über Los Angeles den Fremden hierherführt. Vom weißen Schneefeld in 3000 m Seehöhe hinab ins grüne, leuchtende Tal!

Immerhin, Valparaiso ist eine sehenswerte Stadt am Meer. Wohl die sauberste und betriebssamste Großstadt Chiles. Am schönsten zeigt sich das an weitgerundeter Bucht aufkletternde Valparaiso beim Mondenschein und — wenn es schlafen geht. Abertausend kleiner und größerer Leuchtpünktchen und Lichtquellen machen sich aus dunklem Häusermeer und zahllosen, Ober- und Unterwelt verbindenden Aufzügen bemerkbar. Das ist ein Glitzern und Glänzen in den aalglatten, aber auch nicht selten ungebärdig sich benehmenden Fluten des Stillen Ozeans. Ein versöhnendes Bild, ein rechter Feierabend für erdwandelnde Seelen!

Santiago, der alte Haupt-, Bischofs-, Finanz- und sonstige Intelligenzsitz liegt im Hochgebirge. Santiago ist die binnenländische Vermittlerin zwischen der Brot- und Fleischkammer des reichen Südens und dem für Chiles Volkswohlfahrt nicht minder wertvollen Norden. Ein schönes Erdenfleckenchen, eingebettet zwischen greifbar nahen Bergriesen im ständig weißen Gewande, im Tale blütenfreudig, gekrönt von grünen Höhen, durchzogen vom munter plätschernden Fluß, begünstigt durch ein gesundes Klima — so liegt es mir Fremdling zu Füßen. Solche mit europäischer Kultur versehene Stadt von beinahe 600 000 Seelen, (ein Sechstel ganz Chiles!) bietet natürlich mancherlei Zerstreungen, in erster Linie für den Fremden, der zum ersten Male in ihren Mauern Umschau hält.

Erwähnenswert ist vor allem die 4 Kilometer lange, breite, schattige Alameda, die wie der Mapochofluß die weit ausgedehnte Stadt durchzieht. Dann der „Santa Lucia“, ein Bergzweig mitten im Zentrum und der weit höhere „San Cristobal“, draußen am Stadttor. Beide natürlich „Ortsheilige“, von den Bürgern vergötterte Ausflugsorte.

An das häufige „Erdrinde-Rumoren“ gewöhnt man sich bald! Nicht immer geht es gelinde ab, wie ja das letzte Erdbeben (November 1922) in Nordchile unliebsam bewiesen hat.

Die nähere Umgebung ist ebenfalls reizend. Außer den Hochkordilleren bieten auch die See- und Luftkurorte Vina, Cartagena, Apoquindo usw.

und andere nahe Heilquellen selten schöne Ausflugsgelegenheiten.

In einer Zeit, in der Argentinien von neuem deutschem Zuwachs geradezu überfüllt, das Jenseits der Kordilleren von Einwanderungsfragen und Sorgen aber fast nicht berührt ist, will ich einige Winke für ratsuchende Landsleute über das mittlere und südliche Chile geben. Keine Seele rührte sich bisher wegen der sicher auch in Chile zu erwartenden Einwanderung deutscher Brüder und Schwestern.

Zieht man von Santiago bis Puerto Montt auf der Landkarte einen senkrechten Strich, so ergibt sich eine Linie von mehr als tausend Kilometern, die sich über 15 Provinzen erstreckt. Eins der fruchtbarsten und größten Gebirgstäler auf dem Erdenrund! Im Osten die Hochkordilleren als natürliche Länderseide, im Westen vom Stillen Ozean bespült. Eine neue Welt tut sich auf!

Aus wirtschaftlichen und kulturellen Gründen will ich eine Dreiteilung vornehmen. Die erste Teilstrecke von der Landeshauptstadt bis zum Bio Bio (Concepcion), zweite Zone bis Temuco (Kilometer 700), das Seen- und Urwaldgebiet der Provinzen Valdivia und Planquihue abschließend, wo es meist regnet.

Nehmen wir in der alten Landeshauptstadt nicht den allgemein gebräuchlichen Nachtzug, so gelangen wir in 6 Stunden Bahnfahrt bis Calca (60 000 Einw.) Auf halbem Wege findet sich Rancagua mit den ungeheuren Kupferlagern, die Mine „El Teniente“. Späterhin Chillan (40 000 Einwohner) mit weitgerühmten Schwefelquellen. Bald sind wir in dem schönen, nach See- und Fischluft riechenden, Concepcion (80 000 Einw.), 569 Kilometer südwärts. Dank seines kräftigen, deutschen Einschlages zeigt sich das früher schon zweimal zerstörte Concepcion im saubersten Gewande. Eine reiche Stadt in gesunder Umgebung. Seine Zufahrtsstraße von der Seeseite ist der „Vorort“, der allerdings nicht so reinliche, aber in geschützter schöner Bucht gelegene Marine- und Handelshafen Calcahuano. Dieser kohlenreichen Bucht liegt das Inselchen Quirguinia vorgelagert. Hier verlebten unsere Leute von den Kreuzern „Dresden“ und „Seeadler“, wohlgeborgen, ihre unfreiwillige, langjährige Kriegsgefangenschaft. In der Nähe, bei Santa Maria oder Coronel, schlug sich Ende 1914 das deutsche ostasiatische Kreuzergeschwader siegreich mit den Engländern.

Chile bietet nicht die langweilig anmutende Pampaleere Argentiniens. Es ist ein Leuchten in der schönen Gottesnatur! Das mittlere Chile ist ein einziges Eden, eine riesige Baumschule, ein nie endenwollender Gemüsegarten und weite Saatefelder. Da freut sich des Menschen Herz über die Herrlichkeit der schönen Natur. Überall Grün, in allen Schattierungen, wohin auch das suchende Auge blickt. In beschaulicher Stille versteckt kleine und kleinste Orte an Busches- oder Flußrand. Fast überall hat sich als Kleinindustrie eine Mehlmühle, Hühner-, Schaf- und Wienenzucht eingefügt. Rings

umher schier endlose Weinpflanzungen, Obstzucht-reien, Tabaksbau. In Chile weiß man längst einen guten Tropfen und gute Fruchtkonserven herzu-stellen. Auch vorzüglicher „Brennstoff“ für die hochentwickelte „Rauchindustrie“ wird im mittleren Chile gebaut. Himmelanstürmende Zitterpappeln, knorrige Waldriesen, erdgebundene Trauerweiden kommen nicht aus dem Gesichtsfeld. Über Flüsse und Fließchen, immer die weißhäuptige Hoch-kordillere zur Rechten, gelangt man zum schnellfüßigen Bio-Bio. Zahlreiche kühne Brücken wölben sich über die breiten Ströme.

Bio-Bio ist ein breiter, leider nicht schiffbarer Fluß. Die Grenzscheide, wo jahrhundertlang die tapferen Araukaner den einbrechenden und besitz-gierigen Spaniern der Kolonialzeit blutige Kämpfe lieferten. Unterdessen sind andere mit denselben verwerflichen Absichten ins Indianergebiet einge-zogen, doch davon darf man nicht sprechen! Was mir Frau Sonne vorenthielt, hat mir auf nächtlicher Fahrt der gerundete Mond offenbart!

Das waren die ersten vier durchlaufenden Provinzen. Leider kann nicht verschwiegen wer-den, daß gerade in diesem Gebiete der Schmutz und die Armut in Stadt- wie Dorfbevölkerung sehr zu Hause ist!

Langsam erscheint der Orte und Städte Bild lebloser. Die Landschaft bleibt sich fast gleich, wenn sie auch jetzt ebener wird. Dafür wächst die Anzahl reisender und romantischer Flüsse, oft mit 300 bis 600 Meter langen, wechselvollen Fluß-übergängen. Auch hier gedeiht süßer Wein. Die Saaten stehen fast noch besser da. Die Landbe-wohner zeigen sich noch dunkler, auch nicht viel reinlicher. Indianischer Einschlag ist leicht fest-zustellen. Rund um Temuco (40 000 Einwohner) wohnen, nicht „hausen“ Indianer. Sie selbst nennen sich Mapuchi und haben ihre eigene Sprache be-halten. Es sind die kläglichen Reste, zu bemitlei-dende Gestalten des einst so tapferen Kriegsvolkes der Araukaner. Nichts von alter Herrlichkeit mehr! Was geblieben, ist die Kunst der Hand-weberei farbenfreudiger Teppiche und Decken. So leben heute die einstigen Herren und Freien des Waldgebietes von ihrem bißchen Landbau und Hühnerzucht in Armut und Elend . . . .

Sonst wäre noch der 100 Meter hohe, mehr als 400 Meter lange Viadukt in der Provinz Maleco zu erwähnen. Ein Meisterwerk chilenischer Ingenieurkunst. Das urwaldumgürtete Temuco hat sich in wenigen Jahren schnell herausgemausert. Zahllose Deutsche leben hier in guten Verhält-nissen. Verläßt man das saubere Temuco, so kommt man endlich heraus aus der bekannten chilenischen Nachlässigkeit. Wo eben viel Sonne, da auch viel Schmutz! In Chile mehr als anders-wo . . . .!

Wir betreten jetzt das stille Heiligtum des wenig vom Weltenlärm berührten Urwalds. Wenn auch hier ganz besonders die baumzerstörende aber auch aufbauende Axt, mehr aber noch das Feuer, überall wütete. Neben dem mehr als 400 Kilo-meter langen Schienenweg sieht man links und rechts verkohlte Stümpfe als klagende Zeugen der Verwüstung.

Leise fragt man sich, mußte es so sein, das Milli-onenwerte von Nutz- und Brennholz so leichten Sinns in den Wind gingen? Wieviel Haushalts-sorgen der Armen und Ärmsten hätten mit diesen „Liebesgaben“ gelindert werden können? Trotzige Riesen fallen hier, um Platz zu machen für neue Siedler und kommende Geschlechter! Die große, hungernde Mitwelt braucht noch viel Saatfelder! Eine Heimat für Heimatsuchende ist hier im Ent-stehen! . . . .

Leider fürchte ich, daß auch mehr als erwünscht Schädlinge am Volkskörper hier im weltferner Gegend einziehen werden, um durch ihre Spekula-tionsgelüste die Preise hochzutreiben. So wird es selbst dem entsagenden, arbeitsgewohnten An sied-ler sauer genug gemacht werden, eine eigene Scholle zu erwerben und sich gut vorwärts zu brin-gen. Pflicht, oberste Pflicht des Staates wäre es, den Kapitalgewaltigen hier energisch Halt zu bieten!

Im Waldesdunkel der seit Menschengedenken in Jungfräulichkeit erhaltenen Gottesnatur liegen vor allem die den Deutschen besonders bekannten, schnell heranwachsenden Siedlungen La Union, Osorno, Puerta Montt. Weiter nach Westen, der richtungsgebende Vorläufer aller, das lieblich an breite Flußufer gebettete Valdivia.

Hier hängt der Himmel meist voller Wolken und Wölkchen. Aus dem Schmutz und schmutzigen Niedervolk ragen die Deutschblütigen heraus! Es ist eine nahrhafte Gegend, Groß- und Kleinvieh wächst hier schnell schlachtreif heran.

Die städtische Modekrankheit „Bleichsucht“ gibt es nicht, hier sieht man kerngesunde Rot-backengesichter. Die herrschenden Farben sind grün und rot. Ziegelrote Siebelhäuser, Wald, Bächlein und Flur in sattem Grün. Hier haben Deutsche ihren fortschrittlichen Geist ins Reich der Araukaner gepflanzt. Unter diesem meist bewölkt-en Himmelstrich glaubt man Heimatland, ur-deutsche Erde lebhaftig zu sehen und zu fühlen. Die Glutsonne ist hier nicht viel zu Hause, dafür macht es mehr naß! Ja, naß und feucht, Säfte zeugend, wurzel- und fruchttreibend! . . .

Wie das 250 Kilometer nördlicher gelegene Temuco, so hat sich auch Osorno durch deutschen Fleiß und Ausdauer zu einer beachtenswerten Pro-vinzstadt entwickelt. Mit amerikanischer Schnel-ligkeit sind hier 20 000 Einwohner in kurzer Zeit eingezogen. In kleinerem Maßstabe gilt das auch für das anmutig gelegene, gewerbsfleißige La Union. Das ebenfalls deutsche Puerto Montt, die eigentliche Hauptstadt der reichen Provinz Lanqui-hue, ist mit 12 000 Einwohnern in der Entwicklung stecken geblieben. Mit feuer- und aschespeienden Vulkanen im Hintergrund, ist es das Ne-apel von Südkhile, allerdings ohne die italienische Sonnenglut. Immerhin ist Montt mit seinen ziegel-roten Siebelhäusern und seinem Badestrand ein anmutig ausschauender Hafenort. Wohl ein wenig abseits von der Reiseroute, zu weit im Süd ge-legen, ist es trotz seiner Annehmlichkeiten wenig hochgekommen . . . . Und wenn es draußen naß-kalt ist, kann es dem Zugereisten wohl passieren, daß ihn in den menschenleeren Hauptstraßen die Hunde anbellern . . . .

Im Gebiete des großen Lago Planquihue (740 Quadratkilometer), dem „See der Deutschen“, streifte ich nur Puerto Vara, Frutillar, Purranguhue usw. Alles schnell heranwachsende Kinder unermüdlicher deutscher Pionierarbeit! Aus dunklem Blätter- und Nadelwald leuchten, wenn es mal nicht regnet, die Vulkane Osorno und Villarrica in majestätischer Erhabenheit, 3000 Meter hoch, hervor. Weißhäutig wachsen sie gleichsam in den stahlblauen Himmel hinauf!

Valdivia heißt auf gut Deutsch: zu Wohlstand herangereifte Lebensarbeit. Valdivia ist sozusagen die „Mutter“ ein hervorragender Mittelpunkt des Deutschtums in Chile.

Freilich, was einst die ersten Ansiedler in entbehrungsreicher, zäher Arbeit geschaffen, davon zehren schon längst Kind und Kindeskind. Die glücklichen Erben haben es heute weit leichter, auf andere, weniger von Fortunas Gnaden Begünstigte, herabzuschauen. Wer Valdivias Vorort, das saubere Corral gesehen hat, ist überzeugt, daß es hier nicht den Berg hinab geht, wie im schmutzigen Calahuano, wo eben Mittelchiles Söhne zu Hause sind. Gleich roten Farbentüpfelchen ist der Seglerhafen Corral anscheinend vom Herrgott eigenhändig an die immergrüne Felsenwand gesetzt . . . . .

Eine Eigentümlichkeit bilden auch die Fahrkarten der chilenischen Staatsbahnen. Wie jedes Ding seine zwei Seiten hat, so auch diese Fahrkarten. Auf der Gesichtseite sind die „angemessenen“ Transportkosten aufgedruckt. Nun kommt die Enttäuschung, denn die Rehrseite will von dir meist 50 Prozent mehr „abknöpfen“! Das haben Chiles geduldige Bürger auch dem faulen Stande ihres berü . . . Peso zu verdanken. „Grigos“ fahren in Chile eigentlich nur in Erster, heimlich in angeborenem Sparsinn auch in Zweiter. Ich kann versichern, eine siebzigtündige Fahrt in unterster Wagenklasse, mit schmutztriefenden Rotos und anderen Halbindianern, ist ein Erlebnis. Aller Wirtschafts-, Markt- und Freßverkehr wickelt sich ungestört in dieser Wagenklasse ab. Da wird man für sein mühsam errungenes Geld mit Risten, Rasten und Kartoffelsäcken gestoßen und geschoben. Oder auch nur von flatternden

Ponchos sanft gestreift. Man muß sich an vielerlei Gerüche und Geräusche gewöhnen. Dreck und Speck klebt diesen Bürgern im Nacken. Gut ab vor den Ordnung und Sicherheit schaffenden Carabineros. Schade nur, daß sie nicht auch für Reinlichkeit im Herzen Chiles sorgen dürfen . . . .

Die angeborene Stehlsucht und Verschlagenheit ist ein spanisches, mehr wohl indianisches Erbstück des schätzerreichen Chile in Armut und Elend geborenen und ebenso sterbenden Durchschnittsuntertan. „Roto“ bedeutet so viel unglaubliche Armut, Schmutz und Zerlumptheit, daß man sich als deutscher Arbeiter noch genug daran stößt. Die „Caballeros“ behaupten, sie wollten in ihrer „Einfachheit und Bedürfnislosigkeit“ — nicht besser leben. Doch das sind faule Ausreden. Und wen trifft die Schuld? Spekulanten, Regierungs- und gerissene Bauherren, „Besserseinwollende“, die das im Elend hinsiehende Volk bis auf die Knochen ausbeuten, ohne auch nur einen Finger zu seiner moralischen und geistigen Hebung zu rühren.

Chile „soll“ ein reiches Land sein und ist es auch in seinen ungehobenen Bodenschätzen: Kohle, Kupfer, Salpeter, Hölzer usw. Der Krebschaden liegt in der unverantwortlichen Spekulation der Kapitalisten. Mancher fragt sich, weshalb, wodurch so viel Armut und Elend in den unteren Volksschichten? Trotz alledem: Landsleute, Handwerker, Ackerbauer, Techniker voran. Wenn es im reichen Argentinien nicht klappt, versucht euer Glück im mittleren Chile. Durch Fleiß und Verschcheidenheit bauet auch für euch ein kleines Reich. Hier ist überall Neuland, nichts von Übervölkerung zu sehen. Hat doch ganz Chile nicht soviel Einwohner, wie heutzutage Groß-Berlin.

Fürwahr, der Norden mit Santiago und Valparaiso ist schön. Seitdem ich auch den Süden und sein urkräftiges Deutschtum selber geschaut, weiß ich erst, daß Chile ein gastlich Land ist.

Alles in allem: Wanderfahrten nach Süd bedeuten Spaziergänge in großen Obst-, Gemüse- und Blumengärten. Einblick nehmen in die Erhabenheit göttlichweiser Naturschöpfungen.

Leuchtende Stunden sinds von der Werktagelast und Unruhe für naturfreudige Herzen!

## Aufruf!

Das Ziel der Polen, ihre Grenzen nach Westen noch weiter vorzuschieben, tritt immer unverhüllt in Erscheinung. Der polnische „Verband zum Schutze der Westmarken in Posen“ und das „Komitee für den Tag der unbefreiten Gebiete“ haben schon wieder am 30. November Geldmittel in großem Stile für die „unerlösten Polen in Deutschland“ gesammelt. Hinter diesen Bestrebungen stehen die amtlichen Führer Polens. Der Staatspräsident W o j c i e c h o w s k i hat vor einigen Monaten bei Eröffnung der Messe im Rathause zu Posen von Gebieten gesprochen, die noch mit dem polnischen Mutterlande vereint werden müßten. In gleichem Sinne hat sich schon vorher an derselben Stelle der damalige Ministerpräsident S i k o r s k i, der jetzige Kriegsminister, öffentlich ausgesprochen. Auch der Aufruf des polnischen Westmarkenvereins für den Tag der unbefreiten Gebiete ist vom jetzigen Minister des Innern R a t a j s k i unterzeichnet. Bei alledem handelt es sich nicht nur um Worte. Die jüngsten Prozesse vor dem Reichsgericht in Leipzig haben bereits ernste Versuche aufgedeckt, weiteres deutsches Land gewaltsam für Polen abzureißen.

Unter dem Druck dieses planmäßigen Vorgehens haben heute die unterzeichneten Verbände zur Verteidigung unserer Ostgrenze ein Abwehrgemeinschaft gebildet. Sie werden in geschlossener Front die Wacht im Osten halten und fordern ganz Deutschland zur Mitarbeit auf!

**Oberschlesischer Hilfsbund. Vereinigte Verbände heimattreuer Oberschl.sier  
Deutscher Ostbund. Deutscher Schutzbund. Reichsverband der Ost- und Westpreußen.  
Bund heimattreuer Ostpreußen. Memellandbund. Reichsverband heimattreuer Hultschiner**

# Die Entwicklung des Lichtbildwesens in Oberschlesien.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte von Oberschlesien.

Scholz, Gleiwitz.

In der Provinz Oberschlesien pulsiert reiches geistiges Leben. Über die Entwicklung eines Teilgebietes hiervon soll in folgendem die Rede sein. Lichtbild und besonders der Film spielen heute in der Öffentlichkeit eine große Rolle. Früh erkannte man die starken werbenden Kräfte, die im Steh- und Laufbild vorhanden sind. Seit dem Jahre 1908 hat man diese für die Geistes- und sittliche Entwicklung planmäßig fruchtbar gemacht. Hier in Oberschlesien entstand die erste Staatliche Lichtbildquelle in Preußen. Im Jahre 1912 regte der Herr Unterrichtsminister in einem Erlaß alle Regierungen zu ähnlichem Tun an. Nur pädagogische und erzieherische Grundsätze waren maßgebend für die Entwicklung. Gerade in Oberschlesien mit seinen schwierigen sozialen, völkischen, wirtschaftlichen und konfessionellen Verhältnissen war hierfür ein außerordentlich günstiges Arbeitsfeld. Für Schulen, Jugendheime und Vereine wurden Stehbildapparate gekauft. Die Handhabung dieser Apparatapparate war einfach. In den Schulen unterstützten ältere Schüler den Lehrer in der Handhabung. Im Jugendheim übernahmen die Jugendlichen gern selbst die Bedienung. Die Vereine hatten ein Interesse daran, in ihren Reihen Leute zu haben, die solche Vorführungsapparate bedienen konnten. Die Bildreihen wurden von der Staatlichen Lichtbildstelle, die sich damals in Oppeln befand, bezogen. Da man sich nur von pädagogischen Grundsätzen leiten ließ, wurden Bildreihen nicht etwa fertig angekauft, sondern entsprechend dem geistigen Standpunkte der Bevölkerung die Bilder ausgewählt und zusammengestellt. Die Bildzahl der Reihen wurde beschränkt auf 30 bis 40 Bilder. Ausgearbeitete Vorträge oder oft auch Quellenliteratur gaben dem Entleiher Gelegenheit, sich in das gewünschte Stoffgebiet zu vertiefen, damit der Vortrag möglichst frei gehalten werden konnte. Deklamationen von Liedern und Gesänge begleiteten den Vortrag. Große Freude erregte es jedesmal, wenn ein Lied gemeinsam gesungen wurde, und der Text dazu in deutlicher Schrift an der weißen Wand erschien. Die Nachfrage nach diesen Reihen stieg so, daß schon 1912 und 1913 mehr als 2000 Lichtbildreihen mit etwa 70—80 000 Bildern im Jahre verliehen wurden. Entsprechend der Veranlagung der Bevölkerung war die Nachfrage nach religiösen Bildern am stärksten. Marienleben, das Katholische Kirchenjahr, das Leben Jesu, Passionsbilder aus dem hl. Lande waren Reihen, die in der Stadt und vor allem auch auf dem Lande gleichmäßig gern gesehen wurden. An zweiter Stelle stand die Nachfrage nach Märchenreihen. Das obereschlesische Volk ist selbst reich an Märchen und Sagen. Die schlichten deutschen Volksmärchen von Hänsel und Gretel, Wolf und 7 Geiseln, Schneeweißchen und Rosenrot, Dornröschen, Aschenputtel usw. waren immer verliehen, selten einmal ungenützt. Damit sind Tausenden von Kindern und auch Erwachsenen stille Stunden der Freude bereitet worden. Vom

unverdorbenen Sinne der Bevölkerung zeugt es, daß auch die Erwachsenen sich gern wieder einmal Märchen erzählen ließen. Wir haben stets die Beobachtung gemacht, daß die schlichten Volksmärchen viel tieferen Eindruck hinterließen als die Kunstmärchen.

Ein weiteres Arbeitsfeld umfaßte die „heimatkundlichen Bildreihen“. Als die ersten beiden Reihen hierfür zusammengestellt wurden, benötigte man für die Sammlung des Bildmaterials etwa zwei Jahre. Seit dieser Zeit ist dies Gebiet stark ausgebildet worden. Lehrervereine in den verschiedensten Kreisen Oberschlesiens sammelten das charakteristische Material innerhalb eines Bezirks nach den verschiedenen Gesichtspunkten. Volkstum, Sitten, Gebräuche, Trachten, Bauweisen, landschaftliche Eigentümlichkeiten (Flußlauf, Heide, Wald, Moor, See, Bergland) und wirtschaftliche Entwicklungen (Bergbau, Hüttenbetrieb, Ralk- und Porzellanindustrie), sowie landwirtschaftliche Eigenheiten: Großgrundbesitz, Bauernbesitz, Ziegen-, Pferde- und Rindviehzucht, Obst- und Gemüßebau, Geflügel- und Kleintierzucht, boten reiche Betätigungsgebiete. Einige Bildreihen zeigen uns den religiösen Sinn der Bewohner. Oberschlesische Wallfahrtsorte, obereschlesische Schrotholzkirchen, der St. Annaberg, gehören hierher. Rohlenbergbau, der obereschlesische Industriebezirk, das hohe Lied der Arbeit, die Staatliche Hütte zu Malapane, obereschlesische Eisenindustrie, soziale Wohlfahrtspflege zeigen eine zweite gute Seite des Volkscharakters, die Lust und Freude am Schaffen. Für eine Anzahl Städte und Kreise verfügen wir bereits über vollständige heimatkundliche Reihen. Diese sind geeignet, den Unterricht zu beleben, den Sinn für die Heimat zu fördern und zu vertiefen. Auf diesem Gebiet kann man nie zu einem Abschluß kommen. Je tiefer und weiter man den Begriff der „Heimatkunde“ faßt, umso reichhaltiger werden die zu bearbeitenden Gebiete. Um stets über das Material verfügen zu können, wurden Negative gesammelt. Auch über diese Sammlung schreiben wir das Wort „Entwicklung“, kein Berufsphotograph trug dazu bei, sondern nur Liebhaberphotographen. Je länger die Einrichtung bestand, um so besser wurde das angekaufte Material. Hier liegt ein außerordentlich dankbares Feld gemeinsamer Arbeit zwischen den Scharen der Jugendwanderer (Wandervogel, Quickborner usw.). Diese Jugend zieht sehend und erlebend durch die Heimat. Durch diese Jugend können stille Schönheiten unserer Heimat neu erschlossen werden. Beobachtungen von Tier- und Pflanzenleben und Wiedergabe durch die photographische Platte oder auch in neuester Zeit durch den Kinomatograph können hier eine außerordentliche Bereicherung der verschiedensten Wissensgebiete herbeiführen. Besonders erwähnt sei hierbei die wertvolle Sammlung des über die Grenzen Oberschlesiens hinaus bekannten Tierphotographen Revierförster Stephanski in Tillowitz, Kreis Falkenberg O.-S. Diese Sammlung gehört zu den



wertvollsten, die es auf diesem Gebiete gibt. Soll in Zukunft die Jugend selbst Bilder sammeln, so wollen wir diese Schätze auch wieder unserer Jugend zugänglich machen. Ihre Jugendheime wollen wir in erster Linie mit Bildern aus der Heimat schmücken. Den alten poesievollen Schrothholzkirchen, stillen Winkeln in Städten und Dörfern, Waldeinsamkeit, Waldleben wollen wir da einen Platz gewähren. Dasselbe gilt auch für unsere Volksschulen. Planmäßig müßten Bilder hierfür angeschafft werden. Aus Schule und Jugendheim aber dringt das gute heimatkundliche Bild in die Familie. So wächst der Heimatgedanke in jedem Geschlecht neu und hoffentlich auch vertieft weiter.

Blickte die frühere Bildstelle bereits auf eine 16-jährige Entwicklung zurück, so verschmolz sie im Jahre 1920 organisch mit dem „Oberschlesischen Bilderbühnenbund“. Dieser hat sich die Aufgabe gestellt: unter Anpassung an die örtlichen Verhältnisse die hohen sittlichen und erzieherischen Werte, die im Lauf- und Stehbild vorhanden sind, weitesten Kreisen zugänglich zu machen. Seine Haupttätigkeit liegt draußen auf dem flachen Lande. Weisen die Städte oft schon ein Übermaß kultureller Veranstaltungen auf, so klafft hierin auf dem flachen Lande eine große Lücke. Da füllen die Bestrebungen des O. B. B. eine große Lücke aus. Bei der Armut unserer Schulen an Lehrmitteln bieten Lichtbildapparat, Globoskop und Epidiaskop reiche Verwendungsmöglichkeiten von Stehbildern, Postkarten und Drucktexten. Diese Apparate sind nicht so kostspielig und in ihrer Handhabung einfach. Sie dringen in immer weiteren Schulen vor. Schwieriger ist es schon mit den Kinoapparaten. Das Lebebild ist entschieden das hervorragendste Anschauungsmittel der Gegenwart. Daß dieses sich so oft kulturfeindlich auswirkte, liegt an seinem Mißbrauch. Wir stehen auf dem Standpunkte, daß niemand ein Recht hat, auf das Kino zu schimpfen, wer nicht selbst praktische Reform-

arbeit leistet. Um ganze Arbeit für die Zukunft zu leisten, beginnen wir bei der Jugend. An Lehrfilmvorführungen lehren wir sie erkennen, daß der Film nicht bloß der Sensation, der Lusternheit, der Aufregung dient, sondern daß er vortrefflich geeignet ist, sittliche und erzieherische Werte zu übermitteln. Auf Grund der Erfahrungen haben wir keine Wanderbetriebe eingerichtet, sondern Ortsstellen. Bis zum Umkreise von 5—6 Kilometern kommen Nachbarschulen jeden Monat einmal an ihrem Wandertage zu solch einer Vorführung. Das löst helle Freude, das gibt neues Erleben. Ist der Stoff gut vorbereitet, so ergibt sich dann eine vielfache Auswertung des Geschautes von selbst. Je weiter sich die Organisation ausbreitet, um so breitere Massen werden damit erfaßt, denn Film und Stehbild sind nun einmal als echte Kinder der Gegenwart auf Massenwirkung eingestellt. Wir bemühen uns nur, die gute Seite dieser Wirkung nutzbar zu machen. Am Abend aber kommen dann Jugendliche und Eltern zu den Vorführungen. In entlegenen Orten stoßen wir immer wieder auf ältere Personen, die noch keinen Film gesehen haben. Wer die mit dem Film verbundene aufregende Arbeit kennt, der weiß es zu schätzen, wie köstlich dann Szenen wirken, wenn diese einfachen Leuten ihrem Erleben spontanen Ausdruck geben. Sondervorführungen in Frauenvereinen, Sportverbänden, Jugendgruppen zeigen Gebiete, die sonst der Anschauung kaum erschlossen werden.

Film und Lichtbild sind uns nicht Selbstzweck, sondern ein Mittel zum Zweck, Erziehung und Unterricht zu beleben und zu vertiefen. Beide Anschauungsmittel greifen in die verschiedensten Kulturkreise ein. Ihnen immer weiteren Boden zu gewinnen und sie in ihrer Wirkungsweise zu vertiefen, ist unsere Aufgabe. Wir dienen gleichmäßig allen Ständen und Berufen. Von selbst schließt sich uns einseitige Parteilichkeit aus. Wir dienen der Volksgemeinschaft und damit der Heimat am besten.

## Chorzow und die Stickstoffdüngerindustrie.

Von P. E. Liebig.

(Schluß.)

Im vorigen Aufsatz wurde gezeigt, daß der gebundene Stickstoff im Haushalt der Natur einen äußerst seltenen Artikel darstellt, daß seine Verwendung als Dünger eine außerordentlich mittelbar in der tierischen Erzeugung mit Sicherheit bewirkte, liche Steigerung der Erträge sowohl in den pflanzlichen und und daß man, abgesehen von der bei der Kohlenvergasung gewonnenen Menge, seiner bisher nicht habhaft werden konnte, obgleich die ganze, die Erdoberfläche umgebende Luftschicht zu Vierfünftel aus ihm besteht. Bei dieser Sachlage ist es kein Wunder, wenn die Wissenschaft schon lange und mit heißem Bemühen dem Ziele nachjagt, den Luftstickstoff einzufangen, ihn dem Ackerboden zuzuführen und dadurch die Erträge in Acker und Stall in ungeahnter Weise zu steigern. Nach langen vergeblichen Versuchen ist es einigen deutschen Gelehrten gelungen, das Problem zu lösen, den Professoren Frank und Caro durch die Herstellung von Kalkstickstoff und dem Professor Haber durch Bindung von Luftstickstoff an Wasserstoff, also durch eine unmittelbare Herstellung von Ammoniakgas.

Die Rohstoffe der Kalkstickstoffindustrie sind Kohle und Luft. Das Verfahren Frank-Caro besteht darin, daß gebrannter Kalk und Koks in elektrischen Öfen bei etwa 3000 Grad Celsius zusammengeschmolzen werden, wobei sich das be-

kannte Kalziumkarbid bildet. Dieses Erzeugnis wird nach dem Abkühlen gebrochen, fein gepulvert und der Einwirkung des aus der Luft gewonnenen reinen Stickstoffs unterworfen. Die gasförmige Luft wird zu diesem Zweck in ihre Bestandteile zerlegt, indem man sie verflüssigt und die flüssige Luft durch Destillation in Stickstoff und Sauerstoff trennt. Man kann aber auch die bei Verbrennung von Koks und Kohle unter dem Kessel entstehenden Verbrennungsgase durch Ueberleiten über Kupfer-Kupferoxyd in ein Gas verwandeln, welches ausschließlich aus Kohlenäure und Stickstoff besteht. Dieses Gas wird unter Druck mit Wasser ausgewaschen, wobei sich die Kohlenäure in Wasser löst, während reiner Stickstoff ungelöst entweicht. Bei der Einwirkung des auf die eine oder die andere Weise aus Luft gewonnenen Stickstoffs auf Karbid bildet sich „Kalkstickstoff“, eine dunkelgraue Masse, welche gepulvert wird und als hochwertiges Düngemittel Verwendung findet. Kalkstickstoff enthält rund 20 Prozent wasserlöslichen Stickstoff und überragt also den hauptsächlichsten Stickstoffdünger der Vorkriegszeit, den Chilesalpeter, welcher nur 15 bis 16 Prozent Stickstoff enthält. Die Wirkung des Kalkstickstoffs auf die Erhöhung der Ernteergebnisse ist gleich derjenigen anderer hochwertiger stickstoffhaltiger Düngemittel (Am-

mon sulfat u. a.); wenn Kalkstickstoff in richtiger Weise angewendet wird, dann kann mit einer Erntesteigerung von rund 4–5 Tonnen Getreidekörnern, 20 Tonnen Kartoffeln und 25 Tonnen Rüben bei der Verwendung von 1 Tonne Stickstoff (im Kalkstickstoff) bei einigermaßen normaler Witterung gerechnet werden. In diesen Zahlen drückt sich auch der Wirkungs- und Geldwert des zur Düngung verwendeten Kalkstickstoffs aus. Dieser wird noch dadurch gesteigert, daß Kalkstickstoff rund 40 Prozent gebrannten Kalk enthält, der zur Auflockerung des Bodens hervorragend beiträgt. Der zur Erzeugung von Karbid nötige gebrannte Kalk ist in Deutschland überall in ungeheuren Mengen als Kalkstein vorhanden, so daß der maßgebende Rohstoff für diese Kalkgewinnung nicht der Kalkstein, sondern die zum Brennen desselben verwendete Kohle ist. Der Gesamtbedarf der Kalkstickstoffindustrie an Kohle ist gering, wenn die für den Betrieb notwendige elektrische Energie durch Wasserkraften erzeugt wird. Er beträgt sodann nur rund 3,5 Tonnen auf die Tonne gebundenen Stickstoffs, d. h. rund 0,7 Tonnen auf die Tonne Kalkstickstoff. An elektrischer Energie gebraucht die Kalkstickstoffindustrie rund 15–17 Kilowattstunden pro Kilogramm gebundenen Stickstoffs, also nur einen Bruchteil dessen, was z. B. das norwegische Kunstsalpeterverfahren verbraucht. Die Kalkstickstoffherzeugung ist in Deutschland bereits vor dem Kriege in einem für die damaligen Verhältnisse ausgebreiteten Maße betrieben worden. Eine außerordentliche Erweiterung hat sie im Kriege erfahren, so daß die Werke in der Lage waren, insgesamt rund 600 000 Tonnen Kalkstickstoff (mit 120 000 Tonnen Stickstoff) zu liefern. Es lieferten davon die Mitteldeutschen Stickstoffwerke A.-G., Piesport, 175 000 Tonnen. Was das bedeutet, erklärt nachstehendes Beispiel: Im Jahre 1920 lieferten sämtliche Werke statt der möglichen Höchstmenge infolge von Kohlenmangel nur rund 300 000 Tonnen Kalkstickstoff, so daß die Ernte 1920 um rund 24 bis 30 Millionen Zentner Getreide oder um rund 6 Millionen Tonnen Kartoffeln (bzw. 7½ Millionen Tonnen anderer Hackfrüchte) geringer war, als sie bei Vollbelieferung der Landwirtschaft durch Kalkstickstoffe gewesen wäre.

In bezug auf die Art der Erzeugung ist die Kalkstickstoffindustrie allen Bedürfnissen der Landwirtschaft außerordentlich anpassungsfähig. Durch ein Verfahren, welches darin besteht, daß Kalkstickstoff mit Wasser gemengt, dem Druck von Dampf unterworfen wird, wird der im Kalkstickstoff gebundene Stickstoff in Form von Ammoniakgas abgespalten. Ammoniakgas gibt mit Schwefelsäure schwefelsaures Ammoniak; aus Ammoniak werden weiterhin salpetersaures Kali, salpetersaures Natrium (Salpeter) und salpetersaures Ammoniak erzeugt, die alle (letzteres in Form von Gipsammonialsalpetern usw.) als hochwertige Düngemittel von der Landwirtschaft gesucht werden. Auch Harnstoff wird aus Kalkstickstoff direkt oder über Ammoniakgas erzeugt.

Nun gibt es ein Verfahren der Ammoniakherstellung durch unmittelbare Vereinigung der beiden Gase Stickstoff und Wasserstoff, das Verfahren von Haber und Bosch. Bis zum Jahre 1913 war die Kokererei unsere Ammoniakquelle.

Seit diesem Jahre gibt es daneben die technische Erzeugung von Ammoniak aus seinen Bestandteilen Stickstoff und Wasserstoff. Diese beiden Rohmaterialien stehen uns in unbegrenzter Menge überall zur Verfügung. Wir können das Wasser mit Hilfe des elektrischen Stromes in Wasserstoff und Sauerstoff zerlegen und den Stickstoff auf physikalischem Wege aus der Luft gewinnen, so daß man in diesem Falle keine Kohle aufzuwenden braucht. Beide Prozesse lassen sich ohne Heizmaterial lediglich mit Hilfe von Wasserkraft ausführen. Auch die Synthese des Ammoniak verlangt kein Heizmaterial. Man kann also das Ammoniakgas aus den Elementen Stickstoff und Wasserstoff, wenn man will, ohne Brennstoffaufwand mittels Wasserkraft gewinnen, die teils zur mechanischen Arbeit, teils zur Erzeugung elektrischen Stromes dient. Man kann das Gas auch ohne wesentlichen Kohlenverbrauch weiter in die Handelsform des schwefelsauren Ammoniak überführen. Stickstoff und Wasserstoff galten lange Zeit nicht als verbindungs-fähig. Daß der Stickstoff bei niedriger Temperatur nicht auf den Wasserstoff einwirkte, verstand man leicht aus der Erfahrung, daß der Stickstoff ein Stoff ist, der überhaupt nur schwer Verbindungen eingeht und bei gewöhnlicher Temperatur durch Mischung mit anderen Substanzen überhaupt kaum Veränderungen erfährt. Bei Rotglut aber zerfällt das Ammoniak in seine Elemente Stickstoff und Wasserstoff. Dieser Sachverhalt schien seine Darstellung aus den Elementen auszuschließen. Indessen enthält der scheinbar so blödsinnige Schluß eine kleine Lücke. Das Ammoniak zerfällt bei Rotglut zwar nahezu, aber nicht ganz vollständig in seine Elemente, und der unzersehbare Bruchteil ist um so merklicher, je höher der Druck und je niedriger die Temperatur ist. Und dieser Bruchteil, der dem Zerfall entgeht, kann unter den gleichen Bedingungen aus Stickstoff und Wasserstoff erzeugt werden. Auf dieser scheinbar so nebensächlichen Ueberlegung und ihrer technischen Ausnutzung baut sich das so außerordentlich leistungsfähige Verfahren Haber-Bosch auf.

Von Zeit zu Zeit taucht der Gedanke auf, daß die chemische Industrie, gestützt auf die Entwicklung der Wissenschaft, Verfahren erfinden müßte, um Steine in Brot zu verwandeln. Kein Gedanke kann in unseren Zeiten abwegiger sein. Die einzige Fabrik, die uns Nahrung schaffen kann, hat die Natur uns gegeben in Gestalt des heimischen Bodens, und der Mann, der Steine in Brot verwandelt, ist der Landwirt. Aber der Nutzeffekt, mit dem diese größte und wichtigste Fabrik arbeitet, wird entscheidend dadurch bestimmt, daß ihre Vorstufe, die industrielle Stickstoffherzeugung, in rechtem Gang gehalten wird. Arbeitslosigkeit bringt Stickstoffmangel, Stickstoffmangel aber dürftige Ernten. Reichliche Erträge der Landwirtschaft haben gesteigerte Erträge aus der Viehhaltung und damit neben anderen großen Vorteilen auch einen größeren Anfall von Wolle, Häuten und Fellen zur Folge. Die im ganzen gesteigerte landwirtschaftliche Erzeugung wird also auch eine Vermehrung der Rohstoffe für die Kleider- und Schuhindustrie zur Folge haben. Möge Deutschland den Vorsprung, den es in der Stickstoffdüngersfabrikation seinen genialen Forschern und seiner hochentwickelten Technik verdankt, wieder gewinnen!



## Gräfin Bethusy-Huc.

Wenn auch unsere größte Heimatdichterin behauptet, daß weder ihr Leben noch ihre Person so bedeutend seien, daß es sich verlohne, darüber zu berichten, so hat sie sich der vielen Ereignisse und Veränderungen wegen, die sich seit 1848 in Oberschlesien vollzogen, zur Niederschrift von Erinnerungen entschlossen, die 1914 in der Zeitschrift „Oberschlesien“ erschienen sind, hier aber nur im Auszuge gegeben werden

bildeter Mann, liebte die Dichtkunst, scherzte gern mit der Jugend und sammelte gern einen kleinen Kreis um sich. Die Mutter las den Kindern oft Märchen vor, und so dachte sich die kleine Gräfin, kaum siebenjährig, ein Märchen von einer hochmütigen Kaiserkrone und einer bescheidenen Rose aus. An langen Winterabenden saß die Familie am runden Tisch, auf dem in alten schweren Leuchtern drei Kerzen Licht spendeten, und die Tanten machten feine Hand-



können. Die Dichterin schreibt: Am 15. Juni 1849 wurde ich in Kielbaschin, einem Vorwerk von Wendrin im Kreis Rosenberg geboren. Wendrin ist das Stammgut der Familie von Reishwitz; das „Schloß“, in dem ich meine Kindheit verlebte, war ein gelbgestrichenes, zweistöckiges Gebäude mit weiß abgesetzten Fensterfassungen mit einem hohen, schwarzen, mit Schindeln gedeckten Doppeldach, aus dem ein gelber Erker mit drei runden Fenstern vorsprang. Der alte Herr, mein Großvater, hatte als junger Offizier 1807 bei Albeck Blücher vor einer Umzingelung gerettet und seit 1808 Wendrin bewirtschaftet. Er war ein vielseitig ge-

arbeiten, während die Herren vorlasen, öfter aber durch die messingne Pußschere gestört wurden.

Nach dem Tode des Großvaters wurde das Schloß umgebaut, und 1860 siedelten die Eltern nach Wendrin über. Während des Umbaus waren wir Kinder in Würbitz beim Großvater mütterlichseits, dem Grafen von Reichenbach. Auch hier war alles natürlich in einem uns alt vorkommenden Stile. In einem Saale mit einer, von italienischen Malern hergestellten Decke standen hochlehnlige, rote Sammetessel und Sofas; der Park hatte geschnittene Hecken, Sträucher und Bäume. Im neuen Wendriner Hause wurden

die alten Überlieferungen des bescheidenen, ländlichen Lebens aufrechterhalten. Gegenseitige Besuche auf den Nachbargütern, hin und wieder sogar mit einem Cänzchen für die Jugend verbunden, Jagdessen für die Herren, Fischen im Schloßteiche, aber auch Reisen nach Breslau und sogar nach Berlin brachten in das ruhige Einerlei Abwechslung und waren Ereignisse, die lange vor und nachher beraten und besprochen wurden. Den Glanzpunkt bildete stets das Weihnachtsfest mit fünf Christbäumen, einem großen in der Mitte und vier kleinen in den Ecken für die Kinder, Hausleute und die Familien von Kutscher und Gärtner.

Meine abschließende Ausbildung, d. h. was für eine Dame nötig war, bekam ich in Pensionen in Sagan, Breslau und Berlin; weibliche Studentinnen gab es damals noch nicht; die gründliche Bildung brachten damals Reisen, die jedoch nicht solch ein Rasen und Hasten waren wie heut im Zeichen des Autos. — Halb zum Wendriner, halb zum Würbitzer Umgange gehörten Bethusys auf Bankau; hier in Bankau lernte ich einen Neffen der Familie, den Grafen Eugen Bethusy kennen, bekam ihn beim Aufführen eines Liebhaberspiels als Partner und — nach Schluß als Verlobten! Am 2. April 1869 wurde eine richtige, drei Tage lange Landhochzeit mit sehr lustigem Polterabend, Umzug der Dorfjugend und ernster Hausrauung gefeiert. Als Mitgift erhielt das junge Paar das Gut Deschowitz bei Kosel; eine Hochzeitsreise führte uns nach der Schweiz, wo in der Nähe von Lausanne auch das Stammhaus Lechateau de Bethusy aufgesucht wurde.

Im neuen Heim und auf dem Gut wurde mancherlei geändert und verbessert, Acker wurden ent- und bewässert, Wiesen geegnet, Wege und Dämme angelegt — und ähnlich wars im Haus und Garten, wo die junge Frau tüchtig mittat. Mit den Arbeitern war damals noch gut auszukommen, Herrschaft und Gesinde standen in einem näheren, persönlicheren Verhältnis; der junge Herr mühte sich, Wohnungs- und Lohnverhältnisse zu bessern die Leute waren glücklich, nicht nur zufrieden, sondern auch dankbar; beim Erntefest brachten die Leute eine Erntekrone, der Vogt ließ die Herrschaft leben, und dann ging es zu Bier, Kaffee, Kuchen und Tanz; letzteren eröffnete auf der Tenne der Gutsberr mit der Vorarbeiterin, die gnädige Frau mit dem Vogte. — Dieses patriarchalische Verhältnis verlor sich allmählich immer mehr; der nahe Industriebezirk lockte die jungen Burschen und Mädels mit größerem Verdienst und freierem Leben, vernichtete aber die guten, alten Sitten; die Eisenbahn brachte die Sachsgänger auf. Der Milliardenseggen von 1870-71 wurde zum Unseggen. Sieben Jahre hatte die junge Gutsfrau nebenjächliche Liebhabereien zurückgestellt; 1873 war ein Söhnchen, 1876 ein Töchterchen eingetroffen; 1873 erschien aber dennoch als Erstling der Dichterin im Bazar „Der Schmetterlingskönig“ und brachte 18 Taler ein. Natürlich hatte dies auch für eine Gräfin einen gewissen Reiz, zumal sie noch als Moritz von Reichenaach mehrere Jahre ein lustiges Versteckspiel trieb. „Dahheim“ und „Über Land und Meer“ brachten die nächsten Schöpfungen der erste Roman war „Der Sohn des Flüchtlings“. Das Honorar für das Buch „Durch“ wurde auf einer Reise in Nürnberg in Zinntellern angelegt, für die der Tischler Altaner in Pleschnitz nach einer Zeichnung ein Bordbrett bauen mußte.“

In Breslau — fährt die Gräfin fort — besuchte ich die Vorlesungen von Helene Lange, um der Lösung der Frauen-

frage näher zu kommen; Direktor Hollmann verdanke ich meine Erfahrungen und Beobachtungen im Industriebezirk, besonders das Tun und Treiben auf der Friedenshütte, die durch Direktor Mar auf der Bismarckhütte stark ergänzt wurden mit Landrat Dr. Alten wurde das Chelmgebirge mit dem Annaberge kreuz und quer durchwandert, und eine liebe Führerin in den unteren Schichten wurden mir die Schwestern Rosa und Aloise aus dem Kloster der „Mägde Mariä“ am Annaberge. Auch eine Studienfahrt nach Krakau und Warschau wurde unternommen und gab reichen Anlaß zu mannigfachen Vergleichen mit den Erlebnissen in Florenz, Genua Rom, Venedig und Pompeji. Die Nivieraeindrücke sind im Roman „Das Paradies des Teufels“ niedergelegt; spassig und doch sinnig sind die Bemerkungen, die die treue Anna auf dem Forum romanum machte: „Was müssen das für liederliche Leute hier sein, daß sie so einen großen Platz nicht in Ordnung bringen, wenn's gebrannt hat!“ und zu Hause habe ich gedacht, wenn ich nach Rom komme, bin ich so gut wie heilig und jetzt bin ich in Rom und bin auch nicht anders, und in unseren Kirchen zu Hause, da beten doch die Leute, aber hier sehen sie sich bloß um.“ Ja, die Heimat geht doch über alles. Selbst in Neapel und Sorrent denkt man immer wieder an den Garten von Deschowitz, den schönen Koswäzter Wald, die Eichen auf den Oederdämmen, die goldgelben Ginsterbüsche und Rosenwildlinge an den Feldrändern. Zuhause! Zuhause! Es sind ja keine Farben hier, wie in Italien, es ist hier alles grau; aber jede Blume, jeder Strauch grüßt wie ein alter Freund. Narzissen, Flieder von der kleinen Kapelle und im Deschowitz Garten Nachtigallen wie nirgends sonst!

... Seit 1896 kam aber ein Rückgang der Erträge auf den Oderfeldern, statt 230 nur 80 Zentner Zuckerrüben und statt 120 nur 40 Zentner Kartoffeln. 36 Jahre haben wir in Deschowitz gelebt und geschaltet und gewaltet, nur zuhause! Nun den Sechzig nahe, die eigene Scholle aufgeben! — Schweren Herzens verließen wir unser liebes Deschowitz und zogen nach Breslau, mein Mann als General-Landschafts-Repräsentant. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen waren nicht gering, aber doch auch schön. Ein Jour fixe führte Felix Dahn, Paul Keller, Paul Barsh u. a. alle vierzehn Tage zu uns; schön waren auch die Lichtenabende bei Roese von der Schles. Zeitung und in Schreiberhau wurden Wilh. Voelcke in seinem Bauernhaus und K. Hauptmann aufgesucht, der seinen „Moses“ vorlas.

In Berlin wurden Museen und Ausstellungen besucht, Vorträge von R. Muther bei Keller und Reiner gehört, und ich selbst las „Die Sachsgänger“ aus den Vorgeschichten und erntete reichen Beifall. Im Laufe der Jahre lernte ich Ludwig Pietzsch, H. von Jobeltitz, Bodenstedt, Viktor Blüthgen, Paul Lindau, dessen „Spitzen“ damals verschlungen wurden, Brugsch-Pascha, Eberlein und Skarbina kennen. Alles gab Anregung zum „Denken und Dichten“. Die Hälfte meiner „Oberschlesischen Vorgeschichten“ sind nach Schilderungen meines Sohnes, der Referendar beim Amtsgericht in Pleschnitz war, entstanden und der „Roman eines Bauernjungen“ sowie der Roman „Wanderndes Volk“ sind auf eigene Anschauungen und Erlebnisse gegründet.

Die Erinnerungen der Gräfin schließen mit Vergleichsbetrachtungen über die alte und neue Zeit und klingen aus in dem Wunsche: „Arbeit für Alle!“

## Die Sachfengängerin. Walesla Gräfin Bethusy-Suc.

Ueber die Dorfstraße, auf der die Pfützen vom letzten Regen her noch standen, lief ein Junge mit nackten Beinen, daß das Wasser hoch ausspritzte und die Gänse, die darin wateten, schreiend zur Seite flogen. „Juhuhu!“ jauchzte er, „juhuu, juhuu!“ Eine Frau sah aus einer Haustür. „Karlit,“ rief sie ihm nach, „komm herein!“ „Mutter,“ schrie er zurück, „die Mädels kommen!“ Da lief die Frau hinaus auf die Dorfstraße und spähte mit vorgehaltener Hand nach der Richtung hin, die er ihr wies. Dort, von der Straße her, die zum Eisenbahnhof führte, kam ein Trupp junger Weiber mit großen Paden auf den Rücken. Es waren Arbeiterinnen, die im Frühjahr nach Sachsen gegangen waren, und die nun in ihre dicht an der polnischen Grenze gelegene Heimat zurückkehrten. „Aber die Sefla, die Raborinka, die bringt was Feines mit,“ krächte der Junge, „wollt Ihr wissen, was das ist?“ Er machte eine lange Nase in der Richtung der Kommenden. „Was bringt sie denn? Sag doch dummer Junge.“ „Sihibi,“ lachte er, „so was Feines, sag ich Euch — ein kleines Kind, juhu, ein kleines Kind!“ „Jesus“ kreischte die Frau auf. „Ich hab's gesehen,“ schrie Karlit, „ein kleines Kind, juhu, ein kleines Kind!“ Ein paar Nachbarinnen kamen aus den Häusern, alle liefen den Ankommenden entgegen. Die Letzte im Zug war Sefla Rabor. Sie trug, wie die andern, einen großen Paden auf dem Rücken. Vor der Brust aber trug sie, in ein Tuch eingebunden, das um die Schultern herumreichte — ein Kind. Wortlos ließ sie den Redeschwall der Dörfserinnen über sich ergehen. Sie war die größte und stärkste der zurückkehrenden Arbeiterinnen, und aus ihrem gebräunten Gesicht blickten ein paar lichtblaue, dunkelbewimperte Augen weder beschämt noch zornig, nur unendlich gleichmütig auf die schwägenden Weiber herab. Endlich sagte sie: „Nun ja, das ist mein Kind, totschlagen wollte ich es nicht — nun lebt es an und redet euch satt — nachher hab ich Ruhe!“

„Du, Sefla, wie heißt dein Mann?“ fragte Karlit, die Sachfengängerin am Kopf zuspand. Die Weiber lachten. Da traf Seflas kräftige Hand Karlits Wange, daß der Junge laut aufbeulte. „Was hast du meinen Jungen zu schlagen,“ keifte Karlits Mutter, „so eine wie du —“ „So eine wie ich kann für zwei arbeiten,“ antwortete Sefla mit erhobener Stimme. „Meine Hände sind stark, der Karlit weiß es jetzt, er soll sich's merken. Und einen Vater braucht mein Kind nicht, es hat mich!“ Damit wandte sie den erregten Weibern den Rücken und schritt weiter, dem kleinen Haus zu, in dem ihre Mutter, die Witwe Rabor, wohnte.

„Lauf nur! Die Raborinka wird sich freuen über das Entsetzliche,“ riefen die Weiber ihr nach. Dann ging es an ein Fragen und Erzählen unter ihnen. Das Kind der Sefla war erst ein paar Wochen alt, sie hatte aber nur kurze Zeit aus der Arbeit geseht und geschuftet wie keine andere. Sie mußte immer noch ein schönes Stück Geld nach Haus bringen. „Aber Jesus!“ rief Karlits Mutter, „wer ist denn nur der Vater des Kindes?“ „Sie sagt es nicht,“ erklärten die Mädels, die mit Sefla gekommen waren, „aber wir denken, ob es nicht der Czryan Bunzil ist, der im Winter immer mit ihr getanzt hat.“ „Der Czryan!“ schrie Karlits Mutter, „wißt ihr denn nicht, daß der schon im Juni geheiratet hat? Eine reiche Müllerstochter hinter der Oder hat er genommen.“ Die Sachfengängerinnen meinten, das habe er recht gemacht, denn er habe einen schönen Bauernhof, und die Raborinka sei nur eine arme Häuslerin. „Und selbst wenn er gewollt hätte, die Sefla hätte er nicht nehmen können,“ rief Karlits Mutter, „denn der Hof ist ihm doch abgebrannt, da mußte er eine reiche Frau haben, um ihn wieder aufzubauen.“ „Ach, ihr Mädels,“ begann eine andere Frau, „ich sag's ja immer, die Mannsleute

sind Mannsleute und alle egal! Wenn man nur wüßte, ob der Czryan der Vater ist!“ „Wir werdens schon herausbringen!“ tröstete eine andere. Aber sie brachten nichts heraus. Ja, sie erfuhren nicht einmal, wie Seflas Empfang bei der Mutter ausgefallen war. Die alte Frau sprach nie davon, und Sefla schien das Sprechen fast ganz verlernt zu haben. Und da man bei den Rabors das Kind als etwas Selbstverständliches aufzufassen schien, gewöhnten sich auch die andern allmählich an sein Dasein.

Der Czryan Bunzil bekam zuerst ein paar Redensarten zu hören, aber er zuckte die Achseln oder wurde grob. Und da er Sefla gerade so auswich, wie sie ihm, so ließ man am Ende beide in Ruh. Im Frühjahr war Kindtaufe beim Czryan. Sefla stand am Fenster, als Czryrians Wagen vorüberfuhr, um das Kind zur Kirche zu bringen. Sie sah den Bauern neben der Gebatterin sitzen, die das in einem Bündel von Tüchern verpackte Kind hielt. Der Knecht, der den Wagen lenkte, hatte eine neue Mütze auf und die Pferde hatten neues Geschirr mit roten Troddeln an den Ohren, und der Czryan sah nach den Troddeln und drehte Seflas Fenster den Rücken zu, als er vorüberfuhr. Sefla bemerkte das alles. Dann nahm sie ihren Sohn in die Arme, küßte und herzte ihn und murmelte: „Du hast mich, und ich hab dich, und wir brauchen keinen sonst, wir beide.“

Bald darauf ging sie wieder nach Sachsen, und die alte Rabor pflegte den kleinen Josef, daß er ein strammer Bube wurde, der der Mutter auf festen Beinchen entgegenlief, als sie im Spätherbst heimkehrte. Im Winter begrub der Czryan aber sein Kind. Am Tage nach dem Begräbnis kam Sefla mit einer Holzladung aus dem Wald heim. An der einsamsten Stelle des Weges, zwischen dichten Fichtenschonungen, begegnete ihr Czryan. Er sah blaß aus, und die Stimme zitterte ihm, als er Sefla anrief. Sie ging ruhig weiter, indem sie die schwere Holzbürde trug, als sei sie federleicht. „Sefla,“ rief er nochmals, „warte doch und hör mich an!“ Sie blieb stehen. „Was willst du von mir?“ „Sefla — ich möchte für den kleinen Josef etwas tun; die Heiligen strafen mich, sie haben mir mein Söhnchen getötet, und der Josef lebt und ist gesund!“ Sie sah ihn finster an. „Was kümmert dich der Josef?“ „Sefla,“ begann er wieder, „ich möchte die Heiligen versöhnen.“ Sie lachte kurz auf. „Geh mir aus dem Weg und laß mich zufrieden.“ Sie schritt weiter, aber Czryan blieb an ihrer Seite und bat: „Nimm doch das Geld für den Josef, Sefla, ich habe es in der Tasche, und jetzt wird er doch warme Sachen brauchen.“ „Was er braucht, das wird er haben, und du hast nicht danach zu fragen. Ich will nicht, daß du von Josef sprichst, das möchte ihm Unglück bringen!“ „Aber, Sefla, ich bin doch sein Vater!“ „Wer sagt das? Ein Betrüger bist du, ein elender, und wenn die Heiligen dich strafen, so tun sie recht!“ „Sei doch nicht so hart! Du bist mir doch gut gewesen! Denk an den Abend, als wir zusammen aus dem Kretscham kamen!“ Wieder lachte sie. „Ja, an dem Abend brannte dein Hof ab, da mußtest du dich schnell besinnen, daß du eine reiche Frau bekamst, um ihn wieder aufzubauen!“ „Sefla, ich kann doch nichts dafür, daß der Hof abbrannte, gerade damals, als wir dachten, daß wir ein Paar werden sollten —“ „Wirst du schweigen!“ herrschte sie ihn an. „Ich will nichts mit dir zu schaffen haben, nie und niemals, laß mich in Ruhe, sag ich dir!“

Von der Fahrstraße her hörte man das Knarren von Rädern und eine rauhe Stimme, die den Pferden zurief. „Fuhrmann Dagef,“ schrie Sefla, „warte einen Augenblick und nimm mich mit bis zum Dorf!“ Da drückte Czryan sich in den Schatten der Fichten, und sie ging dem Fuhrmann entgegen. Seitdem hatte Czryan nicht mehr den Mut, sie anzusprechen.

Die Jahre vergingen. Die Erste, die das Dorf im Frühjahr verließ, und die Letzte, die im Herbst dahin zurückkehrte, war Sefla; und im Winter vertat sie nicht, was sie im Sommer erworben hatte, sondern suchte Arbeit mit Waschen und Nähen.

Die Holzwände ihres Hauses ließ sie durch Ziegelmauern ersetzen und einen Stall daneben auführen; und die alte Raborinka sorgte für den Garten und den Enkel, der um die Wette mit den großen Krautköpfen, die die Großmutter zog, gebieh. Als er vierzehn Jahre alt war und die Schule verließ, fuhr Sefla mit ihm nach dem Bergamt, wo ein Bruder von ihr angestellt war.

„Ich bringe dir den Joseph,“ sagte sie zu ihrem Bruder, „er hat Lust zum Bergmann, und er ist jetzt so weit, daß er eine Männerhand über sich braucht.“ „Warum gibst du ihm keinen Stiefvater?“ fragte der Bruder, „so eine wie dich möchte mancher zur Frau, so stark und gescheit, wie du bist!“, Sie zuckte die Achseln. „Wenn ich stark und gescheit bin, soll's dem Josef zugute kommen. Was kümmern mich fremde Männer? Solange die Mutter lebt und das Anwesen in Ordnung hält, gehe ich nach Sachsen, das gefällt mir besser.“ So blieb alles beim alten.

Ein paar Jahre später starb die Raborinka. Josef war ein großer, starker Mensch geworden, der der Mutter gleich und der täglich seine drei Mark verdiente, was seiner Mutter unerhört viel Geld erschen. „Jetzt will ich zu Hause bleiben,“ sagte Sefla, „der Josef verdient mehr, als er braucht, und ich kann leben von der Arbeit, die ich hier finde, und von dem, was der Garten bringt. Und Sonntags kann der Josef zu mir kommen, daß er doch weiß, wo er zu Hause ist.“

Das hätte eine gute Zeit für Sefla werden können, denn sie hatte keine Sorge, u. Josef war ein hübscher, fleißiger Mensch, dem die Mädel gern nachsahen; aber Sefla fehlte es, daß sie nicht mehr nach Sachsen ging. Sie hatte nun so viel Zeit zum Nachdenken. Da war der Hof des Czryan am andern Ende des Dorfes, und so oft Sefla daran vorbeiging, regte sich etwas in ihr, wie ein schnell aufflammendes Feuer, das ihr das Blut heiß machte. Gearbeitet hatte sie wie keine andere, und ihr kleines Anwesen gebieh und war von Jahr zu Jahr stattlicher geworden. Was war das alles aber gegen den Hof des Czryan? Wie klein und ärmlich war ihres Josef Erbe im Vergleich zu Czryans Besitztum! Und da hinein hätte ihr Josef gehört als Sohn und Erbe, wenn es eine Gerechtigkeit in der Welt gebe!

Des Sonntags saß Czryans Weib in der Kirche Sefla gegenüber, sein Weib und sein einziges Kind, eine Tochter, die so weiß und fein aussah wie ein Heiligenbild. Alle andern Kinder waren gestorben. Das war die Strafe des Himmels, dachte Sefla, aber warum nun gerade diese Tochter leben geblieben? Sefla konnte in der Kirche nicht mehr beten. Sie mußte immer die Barbara, des Czryans Tochter, ansehen, und krause Gedanken gingen ihr dabei durch den Sinn. Zur Kirumes kam Josef ins Dorf, und als er mit Barbara tanzte, bis ihr weißes Gesicht glühte, da stand Sefla draußen vor dem geöffneten Fenster der Wirtsstube und verwandte keinen Blick von dem Paar. Plötzlich trat Czryan neben sie. Er lehnte sich an die Mauer, daß man ihn drinnen in der Stube nicht sehen konnte, und seine tiefliegenden Augen blickten unruhig und geänstigt aus seinem blassen Gesicht. „Siehst du das?“ zischte er leise. „Verbiете deinem Sohn, daß er zum Tanz herkommt.“ Ein unbändiger Trotz loderte ihm aus Seflas Blick entgegen. „Schließ du doch deine Tochter ein,“ gab sie ihm zurück. Er schüttelte den Kopf. „Sefla, was zuviel ist, ist zuviel!“ Ja, Czryan, dein Maß ist schon lange voll!“ In der Wirtsstube hielt Josef noch immer des Czryans Tochter im Arm, obgleich der Tanz zu Ende war. „Rufe ihn heraus,

Sefla!“ raunte Czryan. Sie schüttelte den Kopf. „Was geht es mich an? Der Josef ist alt genug, der kann tun, was er will!“ „Aber Sefla, denk doch, die Sünde —“ Sie lachte kurz auf. „Was weiß ich!“ Der Tanz begann schon wieder. Josef wirbelte mit seiner Tänzerin durch die Wirtsstube. Dann ließ er frisches Bier auftragen und hielt frei, daß alle sich um ihn drängten, als sei er der Erste im Dorf.

In der Nacht nach dem Tanz konnte Sefla nicht schlafen. Immer sah sie den Josef vor sich und die Barbara — es war so ein schönes Paar, und das Mädel eibte den Hof des Czryan, der dem Josef hätte gehören müssen, und wenn sie nicht seine Schwester gewesen wäre, hätte er sie heiraten können, und alles wäre seinen rechten Gang gegangen. „Aber sie ist keine Schwester!“ Sefla hatte es laut vor sich hingesprochen. Sie erschrak über ihre eigene Stimme. Sie setzte sich auf und zündete das Licht an. Mit weitgeöffneten Augen blickte sie um sich, als sei sie in einem fremden Raum. Lange Schatten lagen über dem Fußboden, und das Muttergottesbild auf der Komode blickte Sefla an, mit großen lebendigen Augen, daß Sefla sich unwillkürlich bekreuzte. Sie löschte das Licht aus, aber sie fühlte auch in der Dunkelheit die Augen auf sich gerichtet. Und dann waren es nicht mehr die Augen der Mutter Gottes, die sie vor sich sah, sondern das Gesicht der Barbara, und ihr war, als hielte die Heilige das Mädchen bei der Hand und führte sie ihr entgegen. Sefla sah sie so deutlich vor sich, daß sie wieder Licht anzündete, um sich zu überzeugen, ob sie nicht wirklich da sei. Da war keine Barbara, aber das Muttergottesbild blickte lächelnd zu Sefla hinüber.

Am Morgen hatte Sefla Kopfschmerzen. Sie ging umher wie im Traume und es litt sie nicht mehr bei ihrer ruhigen, stetigen Arbeit. Alles, was sie begann, kam ihr so unwichtig und gleichgültig vor. Sie ging endlich hinaus auf eine Anhöhe, von der aus man Czryans Hof sehen konnte. Da setzte sie sich hin und starnte hinüber. „Von rechtswegen müßte er dem Josef gehören,“ murmelte sie. Sie wiederholte das immer vor sich hin, und dazwischen hörte sie, wie der Wind durch die Kiefern fuhr, mit denen die Anhöhe bestanden war, und wie die Krähen krächzten, wenn sie über die Bäume hinslogen.

„Warum ist die Barbara am Leben geblieben?“ fragte sie plötzlich, und warum gefällt ihr gerade der Josef so gut.“ Sie schüttelte den Kopf, zog ihr Tuch fröstelnd um die Schultern und ging nach Hause.

Von da an vernachlässigte sie ihre Wirtschaft. Die kleinen Erträge, die sonst ihren Stolz ausgemacht hatten, erfreuten sie nicht mehr. Ihre Hände ruhten, und ihre Gedanken mühten sich unablässig, eine Antwort auf alle Fragen zu finden, die ihr durch den Kopf gingen. In der Nacht meinte sie Stimmen zu hören und seltsame Gesichter zu sehen, und einmal wachte sie darüber auf, daß sie ganz laut gesagt hatte: „Die Heiligen haben die Barbara am Leben erhalten für den Josef!“

Eines Tages kam das Mädchen zu ihr. „Der Vater hat mich geschlagen, weil mir der Josef geschrieben hat“, klagte Barbara weinend. „Ihr seid seine Mutter, darum komme ich zu euch, denn ich lasse nicht von dem Josef, und wenn mich der Vater totschlägt.“ Sefla starnte sie an, als sei eine ihrer nächtlichen Erscheinungen Wahrheit geworden. Sie dachte an den Czryan, und daß es eine Zeit gegeben hatte, wo sie ebenso um jenen geweint hatte. „Es ist recht, daß dem Czryans Tochter hier um den Josef weint“ murmelte sie. Sie sah das Mädchen an. Sie haßte und liebte es zu gleicher Zeit. „Ich kann dir nicht helfen,“ sagte sie rauh. Da schluchzte Barbara: „Ach, mein Josef, mein Josef!“ Wenn Ihr uns nicht helfen wollt, wer soll es sonst tun? Erbarmt Euch doch, ich flehe euch an! „Um der Heiligen Jungfrau Willen erbarmt euch!“

Sie hob die Hände zu dem Muttergottesbilde auf, das auf sie herab lächelte, und Sefla dachte an ihren Traum, wie die Heilige das Mädchen an der Hand gehalten und ihr zugeführt hatte. Und in diesem Augenblick wußte sie plötzlich: „Es war kein Traum gewesen, sondern eine Erscheinung; die ihr, der Sefla, hatte kundtun wollen, daß ihre Angelegenheit ein Ausnahmefall sei, und daß die Heiligen nichts dagegen hätten, wenn aus der Barbara und dem Josef ein Paar würden. Sie hatten es von Anfang an in das Herz gegeben, den Vater des Josef zu verleugnen wegen der dummen Leute, die die Meinung der Heiligen doch nicht verstanden hätten. Aber die lieben Heiligen waren viel klüger als die Menschen, und hatten alles so eingerichtet, damit das viele Leid und die vielen Mühe, die Sefla im Leben erduldet hatte, gesühnt und ausgeglichen würden. Das alles fuhr Sefla blüßschnell durch den Kopf, und plötzlich lachte sie laut auf, daß Barbara, die ihre Lustigkeit nicht begreifen konnte, sie erschrocken ansah. „Dummes Mädel, rief Sefla, immer noch lachend, denn eine große Freude war über sie gekommen, dummes Mädel, du bist die einzige Tochter, dein Vater muß doch zuletzt tun, was du willst, und wenn du den Josef willst — sieh zu, was du für ihn tun kannst!“ Und lachend und vor sich himmelmelnd verließ sie die Stube und ging in den Ziegenstall, wo sie sich zu tun machte.

Die Barbara stand noch eine Weile auf derselben Stelle und sah ihr nach. Dann wurde sie plötzlich rot und schlug die Hände vor das Gesicht. „Die Mutter hat recht,“ murmelte sie, „ich bin die einzige Tochter, und was will der Vater machen, wenn —“. Sie trat an die Komode, nahm die Photographie des Josef, die darüber hing, von der Wand und küßte sie. Dann ging sie getröstet nach Hause.

Vom Stall her sah Sefla ihr nach. Sie nickte vor sich hin. „Ja, ja, die Heiligen sind gerecht,“ dachte sie, „die Barbara wird leiden und weinen, wie ich gelitten habe, aber dann wird mein Josef als Herr auf Cyrians Hof sitzen, und Cyrian wird sich wohl hüten, den Mund aufzutun, denn er hat sich immer vor den Leuten gesüchdet, und keiner weiß es ja sonst!“ Da läuteten die Abendglocken im Dorf. Sefla mußte an den Pfarrer und an die Kirche denken. Ein Schauer überrieselte sie. War's nicht doch eine Sünde? Aber nein, die Heilige hatte ihr ja selbst die Barbara an der Hand zugeführt, und wenn's für andere eine Sünde war, für Sefla war es keine, denn sie machte dadurch das große Unrecht, das nicht bloß an ihr, sondern an dem Josef begangen worden war, wieder gut. Und weil es für sie keine Sünde war, die sie begehen wollte, darum ging es auch den Pfarrer nichts an, und sie brauchte es nicht zu beichten.

Über dem Dorf stieg der Vollmond groß und feurigrot auf. Sefla dachte nicht daran, schlafen zu gehen. Sie lief hinaus auf die Anhöhe und sah, wie die Lichter in Cyrians Hof aufblitzten. „Das alles wird meinem Josef gehören,“ dachte sie, „er wird der Reichste und Angesehenste im Dorf sein, wie er auch der Schönste und der Klügste ist“. Eine wilde Freude bemächtigte sich ihrer und erstickte alle Zweifel und die letzten Gewissensregungen. Sie fühlte den Drang, laut zu singen und zu schreien. Aber sie bezwang sich. Niemand brauchte schon jetzt zu wissen, weshalb sie sich freute. So summt sie nur leise vor sich hin, Weisen von Tänzern und Kirchenliedern, alles durcheinander, aber leise, ganz leise, daß keiner es hörte, als etwa die Krähen, die wieder über ihr in den Kiefern saßen. Der Mond war jetzt nicht mehr rot, sondern stand blaß und silbern inmitten des dunklen Nachthimmels und schien verwundert auf die einsame Gestalt herabzublicken, die da unter den Kiefern saß und unnerwandt nach dem Hof hinstarrte, in dem die Lichter eins nach dem andern verlöschten.

Am nächsten Sonntag ging Sefla nicht zur Kirche. Sie ging ruhelos vom Haus in den Hof, vom Hof in das Haus, immer vor sich himmelmelnd und leise singend. Da sah sie Josef über die Straße daherkommen. Er ging sehr eilig, er lief beinahe, und er sah rot und erblüßt aus, als er in die Stube trat. Sie sah ihn an, es überrieselte sie wie Fieberschauer, als sie in seine Augen blickte, aber sie beherrschte sich. „Hast du's so eilig zu deiner Mutter?“ fragte sie mit rauher Stimme. „Mutter,“ keuchte er, „ich komme zu euch, weil ich die Wahrheit wissen muß!“ Er trat dicht vor sie hin, sein heißer Atem umwehte sie. „Ist der Cyrian Wunzik mein Vater, oder ist er nicht mein Vater, ja oder nein?“ Sefla war, als schlug ihr jemand mit einem Hammer auf den Kopf. Es wurde ihr schwarz vor den Augen. Aber plötzlich sah sie den Hof des Cyrian vor sich und die Barbara, die um den Josef weinte, und da lachte sie auf, laut und gellend, daß der Josef sie mit entsehten, weit aufgerissenen Augen anstarrte. „Mutter, antwortet mir —“ „Du hast ja Schnaps getrunken,“ kreischte sie, „ich rieche es, du Trinker, du!“ Er sah sie mit wilden Augen an. „Sie haben mich toll gemacht, sie sagten, die Barbara wäre meine Schwester, da trank ich in der Wut, aber ich bin nicht betrunken, ich weiß, was ich sage, und jetzt will ich's wissen: ist es wahr mit der Barbara?“ „Jesus Maria, wirst du mich in Ruhe lassen? Kommt er betrunken zu seiner Mutter, was soll das dumme Fragen, he?“ Sie begann mit dem Holz zu wirtschaften, das am Herde aufgeschichtet lag. Da packte er sie an den Schultern und hielt sie fest, daß sie ihm ins Gesicht sehen mußte. „Schwört Mutter,“ keuchte er. Sie verfarbte sich, ihre Zähne schlugen aufeinander wie im Schüttelfrost, aber dann machte sie sich mit einer heftigen Bewegung los, und als sie fühlte, daß sie noch Kraft in den Armen hatte, da wußte sie auch wieder, daß sie keine Sünde beging, weil sie eine Schuld sühtete, und mit heiserer Stimme schrie sie es ihm entgegen: „Geh, heirate die Barbara, du tußt keine Sünde, geh!“ „Schwört, daß sie nicht meine Schwester ist!“ Sie drehte ihm den Rücken und begann mit lauter Stimme ein Kirchenlied zu singen. „Es geht um Leben und Tod, Mutter, schwört!“ Sie fuhr fort, zu singen, während sie mit fieberhafter Hast alles was ihr unter die Hände kam, durcheinanderwarf.

Da umschlang er sie noch einmal und drückte ihre Arme so fest, daß sie aufschrie: „Jesus Maria, wirst du mich loslassen!“ „Nur wenn ihr schwört, Mutter!“ „Ich schwöre nicht!“ Da sanken seine Hände von ihren Armen wie kraftlos. „Was bist du denn für einer, daß du verlangst, ich soll schwören, wenn ich doch nicht schwören will? So ein dummer Mensch, so ein dummer —“. Seine Lippen bewegten sich, ohne daß ein Ton darüber kam, er wandte sich ab und ging hinaus. Sie schrie und sang noch eine Weile vor sich hin, plötzlich hielt sie inne und befaß sich, was sie tun sollte. Sie lief hinaus, dem Josef nach, aber er war nicht mehr zu sehen, er mußte wohl gerannt sein, als ob Feuer hinter ihm brenne. Nun wartete sie. Sie meinte, er würde zurückkehren, aber er kam nicht. Sie ging durch das Dorf bis zum Wirtshaus und fragte nach ihm. Er war nicht dort gewesen, aber ein Arbeiter hatte einen Mann gesehen, der sehr eilig zum Bahnhof gelaufen war. Das mochte er wohl gewesen sein. Am anderen Tage sprachen die Leute von einem Unglück, das in der nahen Kohlengrube geschehen sei. In der Grube waren Ausbesserungen zu machen gewesen, zum Teil nicht ungefährlich. Freiwillige waren aufgerufen worden, und einer von den Beamten war selbst mit eingefahren, um den Leuten Mut zu machen. Sie waren verunglückt, der Steiger und die Arbeiter, alle tot. Die Leute erzählten es Sefla. Es war die Grube, an der der Josef arbeitete. „Er ist nicht dabei,“ sagte sie und blieb in ihrem Hause, während andere zum Bahnhof liefen, um neuere

Nachrichten zu erfragen. Am Abend stürzten ein paar Nachbarinnen in Seflas Haus. „Jesus Maria steh uns bei! Weißt du's schon Sefla? So ein Unglück, so ein schreckliches Unglück!“ Sefla wurde kreideweiß. „Das es ihn auch gerade treffen mußte,“ heulten die Weiber, „aber es trifft immer die einzigen“. „Josef!“ schrie Sefla auf, daß es die andern durchschauerte. Sie mußte sich setzen, sie brachte kein Wort mehr heraus.

Da erzählten sie ihr, was sie von den Arbeitern, die von der Grube gekommen waren, gehört hatten. Freiwillig hatte Josef sich zu dem gefährlichen Weg gemeldet, aber er hatte die Nacht vorher mit ein paar andern getrunken, er, der sonst niemals trank. Und nun war das Unglück geschehen . . . „Josef!“ schrie Sefla noch einmal wild auf. Dann lag sie lang ausgestreckt auf dem Fußboden, als sei sie tot.

Viele Nachbarn hatten sich vor der Hütte versammelt, in der Stube drängten sie sich Kopf an Kopf, daß eins dem andern im Weg stand. Man bemühte sich um Sefla, erzählte ihr das Unglück immer wieder und wieder und ermahnte sie, die wie geistesabwesend schien, zu weinen und zu beten, denn es sei sündhaft, so starr dazusitzen bei einem solchen Unglück. Da ermannte sie sich und stand auf und sah die Versammelten an, als erkenne sie sie nicht. Und über sie hinweg fiel ihr Blick auf das Madonnenbild über der Kommode, und in ihren Augen

leuchtete es auf wie von einer plötzlichen Erkenntnis. „Es ist nicht wahr, es kann nicht wahr sein,“ sagte sie mit rauher Stimme. „Es ist wahr, sie haben deinen Sohn einfahren sehen,“ schrien die Weiber, er ist tot, und die Andern und der Steiger — und alle sind sie tot.“

„Habt ihr eine Bescheinigung vom Gericht? Bringt mir eine Bescheinigung, oder bringt mir ihn selbst! Und nun hinaus ihr alle, was wollt ihr hier? Hinaus, hinaus!“ „Sie hat den Verstand verloren!“ sagten die Nachbarn. Seflas wild blidende Augen schloßen ihnen Furcht ein. Zögernd verließen sie die Hütte und Sefla schloß die Tür hinter ihnen zu. Die ganze Nacht hindurch hörte man sie in ihrer Hütte Marienlieder singen. Man konnte auch sehen, daß Kerzen vor dem Bild brannten. Am Morgen bekam Sefla die amtliche Mitteilung vom Tod ihres Sohnes. Vergeblich versuchten die Nachbarn zu ihr zu dringen. Ihre Tür war verschossen, nichts regte sich in der Hütte. In der folgenden Nacht brannte der Hof des Cyrians Wunzil ab. Das Feuer war an allen vier Seiten auf einmal ausgekommen, es schien wie ein Wunder, daß kein Menschenleben bei dem Brand zugrunde gegangen war. Wenigstens glaubte man das zuerst, denn alle Insassen des Hofes hatten sich gerettet. Als aber die Asche weggeräumt wurde, fand man das verkohlte Skelett einer ungewöhnlich großen Frau darunter. Sefla Rabor hat keiner mehr nach dem Brande gesehen.



Ruhe auf der Flucht nach Ägypten. Nach einem Holzschnitt von Lukas Cranach.



# Zehn Jahre.

Von Irma Erben-Sedlaczek

Es gibt Zeitspannen, die sind wie das ruhevolle Dahingleiten auf einem schönen, schimmernden Flusse. Reiche Frucht tragen seine silberklaren Wellen und frohe, lachende Menschen. Und wenn wieder ein Schiff landend das Ufer grüßte, dann kam es von segener Reise. —

Und wieder kommen Zeiten, die sind wie Wirbel, Strudel und reißendes Unwetter. Nichts kann gedeihen in ihrem gärenden Chaos — nicht Handel und Wandel, noch Freude der Menschen. Nicht Aufbau — Vernichtung steht auf dem dunklen Banner, das durch ihre Tage weht, wie eine schattende Wolke. —

Viele, allzu Viele gehen durch unsere düsteren Zeiten, deren Kinderaugen den Segen noch nie gesehen haben, wohl aber den Fluch der Vernichtung. Millionen aber und nochmals Millionen sind, die

wissen um die Segnungen des Friedens, um das ruhevolle Glück des ungeführten Gedeihens. —

Und sie sind es, welche die Jungen, die Kinder der Elendszeit, lehren sollen, wie schön das Leben sein kann und wie reich. Nicht, indem sie Unzufriedenheit in die jungen Gemüter säen. Nein — indem sie das große Licht der Liebe anzünden in ihren Seelen. Das große Licht der Vaterlands-der Heimatliebe, die wie ein schmerzvolles und heiliges Feuer loht in denen, die frevelnde Hände von der warmen Brust der mütterlichen Erde rissen. —

Wir Ausgestoßenen, von der Heimatscholle Vertriebenen, sollen unserer Jugend Herzen und Arme stählen zum heiligen Kampfe, zur Einigkeit, auf daß Gottes Friede wieder lächle über befreiten Landen und unser Wandel ein Gleiten sei auf breitem, glitzerndem Strome. . .

## Das Wohnungselend in der Stadt Hindenburg O.-S.

Die Flüchtlings- und Verdrängengruppe der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier, Hindenburg O.-S., bittet um Aufnahme folgenden Artikels:

Das Wohnungselend bildet das traurigste Kapitel in der Hindenburger Sozialpolitik. Die Grenzstadt Hindenburg leidet unter einer Wohnungsnot, insbesondere in Bezug auf die *Wohn-dichte*, die im deutschen Reiche einzig dastehen dürfte.

Die Ursachen der Wohnungsnot.

Nach der Gebietsabtretung an Polen im Juli 1922 haben 7483 vertriebene Deutsche, und zwar 2312 Männer, 1605 Frauen und 3566 Kinder in der Stadt Hindenburg Zuflucht gefunden.

Die Stadt Hindenburg war zur Aufnahme der Flüchtlinge verpflichtet, da nach § 14 Abs. 2 des Wohnungsmangelgesetzes vom 26. Juli 1923 alle aus den Grenzlanden verdrängten Personen vor den einheimischen Wohnungslosen, welche in Hindenburg damals schon in der Zahl von 4086 vorhanden waren, untergebracht werden mußten. Die Stadt Hindenburg kam ihren gesetzlichen Verpflichtungen nach und übernahm damit die Beseitigung einer Folge aus dem Friedensvertrag von Versailles, für die das deutsche Reich hätte einstehen müssen. Es hat wohl sicherlich nicht im Sinne des Gesetzgebers gelegen, daß sich eine Menge von 7483 Seelen in einer einzigen, 70 000 Einwohner zählenden Stadt ansiedeln solle.

Der Zuzug der Flüchtlinge führte zu einer Katastrophe schlimmster Art. Ein geringer Teil der Flüchtlinge bezog Wohnungen, die von Polen geräumt waren, der weitaus größere Teil aber war obdachlos, weil die französische Besatzungsbehörde nicht zuließ, daß in gleicher Anzahl Polen aus Deutsch-Oberschlesien vertrieben wurden, wie Deutsche aus Polnisch-Oberschlesien fliehen mußten. 825 Familien, die um ihrer Vaterlandsliebe aus Haus und Hof vertrieben waren, mußten viele Monate — sogar Jahre — lang in den unwürdigsten Behausungen ihr Notquartier aufschlagen. Es wohnten 244 Familien in Schulklassen, wo sie auch ihre ganze Habe untergebracht hatten. Mehrere Familien mit kleinen und erwachsenen Kindern beiderlei Geschlechts, schwangere und stillende Mütter, Kranke und Ge-

sunde teilten einen und denselben Klassenraum. 183 Familien ließen sich in Scheunen, Viehställen und in gänzlich unwohnlichen Kellern, Bodenräumen und Kartoffelschuppen nieder. Die Lage dieser Familien war derart erschütternd, daß sich die Reichsregierung selbst veranlaßt sah, die für die deutschen illustrierten Zeitungen bestimmten Photographierien zu beschlagnahmen. 398 Familien fanden in den Schlafhäusern und Zechenhäusern der Industriewerke und in Privatwohnungen ein Notquartier, lebten allerdings auch da in menschenunwürdigen Wohnverhältnissen. Die Belegung eines Zimmers mit 8 bis 10 Personen war der Durchschnitt.

Während der eine Grund des Hindenburger Wohnungselends in dem Flüchtlingszustrom zu suchen ist, trägt zum anderen Teil die Schuld daran der Umstand, daß die Stadt Hindenburg in den Jahren nach dem Kriege, in welchen in anderen Städten viel gebaut worden ist, für ihre einheimischen Wohnungslosen nicht bauen konnte, da während der französischen Besatzungszeit jegliche Reichsmittel für den Wohnungsbau in Oberschlesien gesperrt waren. Nach dem Abzug der Franzosen aber blieb nicht nur die erhoffte nachträgliche Entschädigung des Reiches für den Ausfall an Bauzuschüssen aus, sondern die Stadt mußte alle ihre Aufmerksamkeit der Unterbringung und Ansiedlung der Flüchtlinge zuwenden, um die Schulen nach jahrelanger Belegung mit polnischen Aufständischen, Franzosen und Flüchtlingen ihrem Zwecke wieder zuzuführen.

### Das Schuleselend.

Infolge der Belegung der Schulen mit Flüchtlingen ruhte der Unterricht in sämtlichen Volksschulen von Mai 1921 bis März 1922 gänzlich, so daß 15 000 Schulkinder während dieser Zeit ohne auch nur eine Stunde Unterricht bleiben mußten. Flüchtlingskinder waren zum Teil 2 Jahre ohne Unterricht, 7 und 8 jährige Kinder warteten auf den ersten Schulgang. Unsere Schuljugend ist dadurch, zumal auch vorher schon während der Insurgentenputzche der Schulunterricht lange unterbrochen war, in ihren Fortschritten um Jahre betrogen worden. Neunjährige Kinder sind heute noch nicht fähig, Diktate zu schreiben, die früher nach einjährigem Schulbesuch verlangt wurden. Unfertig im Schreiben und Rechnen, müssen die

Schulkinder mit dem 14. Lebensjahre entlassen werden. Auch außerhalb des Schulbetriebes sind die Kinder in der schullosen Zeit verwildert und verkommen. Hierfür liefert die hohe Zahl der Fürsorgeerziehungsfälle und der gerichtlichen Bestrafungen von Jugendlichen die besten Belege.

Noch heute werden 30 Klassenzimmer von Flüchtlingsfamilien besetzt gehalten, und weitere 34 Klassenzimmer von der Schutzpolizei, die in anderen Städten in Kasernen untergebracht werden konnte. Es stehen also heute noch 15 000 Schulkindern nur 128 Klassenzimmer zur Verfügung. Der Unterricht muß deshalb stark gekürzt und über die Mittagsstunden bis 6 Uhr abends ausgedehnt werden.

Die Zahl der wohnungslosen Flüchtlingsfamilien beträgt zur Zeit noch 859 mit 2434 Köpfen.

Durch die Zentralstelle für die Schlesiſche Flüchtlingsfürsorge (Philipp) sind 213 und durch die Siedlungs- und Wohnungsfürsorgegesellschaft mit Hilfe der Flüchtlingsbaugenossenschaft weitere 128 Wohnungen, insgesamt also 341 Wohnungen bisher für die Flüchtlingsfamilien erbaut worden, wozu die Stadt Hindenburg außer geldlichen Zuschüssen noch 131 588 Quadratmeter ihres wertvollsten Geländes abgegeben hat. Die Anzahl dieser Wohnungen bedeutet gegenüber dem verbliebenen erheblichen Reste von noch 859 wohnlich unterzubringenden Flüchtlingsfamilien eine nur kleine Besserung der Flüchtlingswohnungsnot. Von den 859 noch unterzubringenden Familien wohnen 31 Familien noch in den vorerwähnten 30 Klassenzimmern, der weitaus größte Teil der Flüchtlingsfamilien haust aber leider nach wie vor immer noch auf den Böden, in Kellern, in Ställen und Schuppen und lebt da unter den menschenunwürdigsten Wohnverhältnissen. Dieses obdachlose und in hygienischer Beziehung jeder Beschreibung spottende, menschenunwürdige Dasein führen diese bedauernswerten Flüchtlingsfamilien nunmehr schon 2—3 Jahre. Da sie diesen Leiden ihrer Nationalgesinnung wegen ausgesetzt sind, ist es besondere Pflicht von Reich und Staat, alles aufzubieten, um einem solchen jahrelangen, menschenunwürdigen Dasein dieser Flüchtlingsfamilien ein Ende zu bereiten, bzw. die aus einem solchen Leben sich ergebenden Folgen übelster Art abzuwenden.

Die Zahl der einheimischen wohnungslosen Familien beträgt zur Zeit 3 875 mit 11 348 Köpfen.

Von diesen 3 875 wohnungslosen Familien sind vornotiert:	
a) als obdachlos . . . . .	40
b) als Inhaber baufälliger Wohnungen (Schließung wegen Lebensgefahr angeordnet) . . . . .	19
c) als vordringend (hierher veretzte Reichs- und Staatsbeamte) . . . . .	648
d) als dringend (Schwerkriegsbeschädigte, Lungenkranke, Kommunalbeamte, Lehrpersonen usw.) . . . . .	450
e) laufend . . . . .	2718
zusammen	3875

Zu a ist zu bemerken, daß die hiesige staatliche Polizei unterm 1. d. Mts. beim hiesigen Magistrat den Antrag auf sofortige Einrichtung von Unterkünften für Obdachlose gestellt hat mit folgender wörtlicher Begründung:

„Die Zustände in Hindenburg O.-S. bezüglich der Obdachlosen werden jetzt bei Eintritt der kälteren Jahreszeit von Tag zu Tag schlimmer. Augenblicklich behelfen sich in der allerkleinsten Wohnung, wo es dann Streit und Prügelei gibt und der schwächere Teil kurzerhand vor die Tür gesetzt wird. Schwache und schwangere Frauen sowie Kinder haben darunter entsetzlich zu leiden und werden krank, ohne daß die Polizei in der Lage ist, dem vorzubeugen, weil geeignete Räume nicht zur Verfügung stehen.“

Zu b: Es wohnen beispielsweise 9 Familien in dem Hintergrundstück Teichstraße 19, das vollständig baufällig ist. In den 9 Wohnungen droht der Deckeneinsturz. Die Stadt hat vorläufig auf ihre Kosten die Decken absteifen lassen und muß für diese Familien aus eigenen Mitteln Barackenwohnungen herrichten lassen. Der Besitzer dieses Hausgrundstücks ist mittellos und könnte auch nicht einmal ein Darlehn wegen der Höhe der Kosten der Instandsetzung — 15 000 Goldmark — zurückerstatten.

Die Zahl der baufälligen Wohnungen, bei denen eine direkte Lebensgefahr für die Inhaber zur Zeit nicht vorliegt, die Schließung ihrer Wohnungen aber in absehbarer Zeit zu besorgen ist, übersteigt die angegebene Zahl 19 aber bei weitem. 120 Wohnungen müssen in kürzester Zeit noch instandgesetzt werden, wenn sie einigermaßen bewohnbar bleiben sollen.

Die Zwangsaufgaben wegen der Instandsetzungsarbeiten haben in nur wenigen Fällen Erfolg, weil viele Hausbesitzer armen und sogar den ärmsten Schichten der hiesigen, zumeist aus Arbeitern bestehenden Bevölkerung, angehören und der für die Instandsetzungsarbeiten vorgesehene Mietszinsanteil bei weitem noch nicht ausreicht, um die verwahrlosten und vom Verfall stark bedrohten Häuser so instand zu setzen, daß ihre Bewohnbarkeit gewährleistet ist. Die Stadt hat in einigen Fällen auch schon Instandsetzungsdarlehen gewährt, vermag aber in dieser Beziehung in eine großzügige, wirklich Abhilfe schaffende Darlehnsaktion bei ihrer schlechten Finanzlage leider nicht einzutreten.

Von den angegebenen 648 wohnungslosen Reichs- und Staatsbeamten entfallen auf die

Staatliche Polizei und Schutzpolizei . . . . .	196
Eisenbahn . . . . .	140
Post . . . . .	69
Zollbehörde . . . . .	98
Finanzbehörde . . . . .	47
Justizbehörde . . . . .	21
Gymnasium und Lyzeum . . . . .	8
Sonstige . . . . .	69
zusammen	648

Dazu kommen noch die vom hiesigen Polizeiamt neuerdings im ganzen angeforderten 35 möblierten Zimmer für 35 Beamte des Einzeldienstes (Kedierbeamte), die noch in den hiesigen Schulen untergebracht sind, nach den Bestimmungen des Herrn Ministers des Innern aber kein Anrecht auf dienstliche Unterbringung haben. (Schreiben des Polizeipräsidenten Gleiwitz, Abt. Hindenburg, vom 22. August d. J. — Nr. 1420 —.)

Wenn auch die Reichs- und Staatsbehörden nicht verpflichtet sind, aus eigenen Mitteln Wohnungen für ihre Beamten zu errichten, so kann aber andererseits den gemeindlichen Organen gewiß nicht zugemutet werden, für ein genügendes Wohnungsangebot für die infolge der Grenzziehung in die Stadt Hindenburg von Reich und Staat neu eingesetzte bzw. vermehrte Zahl der Reichs- und Staatsbeamten allein zu sorgen. Vor allem müßten die Zentralbehörden auf die bekannte schlechte Finanzlage der erst in Entwicklung begriffenen Grenzstadt Hindenburg die nötige Rücksicht nehmen und ihrer Fürsorgepflicht gegenüber den Beamten in einem weit größeren Maße als bisher nachkommen, indem sie, soweit Dienstwohnungen nicht errichtet werden können, durch Gewährung von Zuschüssen an die örtlichen Beamtenvereine die wohnliche Unterbringung ihrer Beamten und Angestellten sicherstellen.

Zu d: Unter den als dringend wohnbedürftig bezeichneten 450 Familien befinden sich in erster Linie Schwer-

## Werbt Abonnenten für „Oberschlesien“! Bringt Inserate für „Oberschlesien“!

kriegsbeschädigte, Lungen- und andere Schwerkranke, darunter allein 55 Familien mit offener Lungentuberkulose. Die 450, also auch die lungenkranken Familien haufen zum Teil in Kellern oder zusammen mit anderen Familien in der unzulänglichsten Weise in einer Wohnung, wo sie die Umgebung stark gefährden. Bemerkenswert wird hierbei, daß den Lungenkranken wegen der großen Räume in vielen Fällen nicht einmal ein eigenes Bett zur Verfügung steht, sie es vielmehr mit einem Familienangehörigen noch teilen müssen.

In diesem Zusammenhange sei gleichzeitig die hygienische Seite der Wohnungsnot kurz beleuchtet. Eine Zusammenstellung der Sterblichkeit an Tuberkulosen in den Jahren 1910—1923 ergibt die traurige Tatsache, daß die Sterblichkeitsziffer an Tuberkulosen in der Stadt Hindenburg vielfach mehr als 50 % größer, mitunter doppelt so groß war, wie der Durchschnitt in Preußen. Die Zunahme der Tuberkulose ist auch bei der Schuljugend festgestellt, denn etwa 2,5 % leidet an aktiver Lungentuberkulose bzw. Drüsentuberkulose. Die Zahl der skrofulösen Kinder ist auf 15 % gestiegen. Als Ursache hierfür und für die hohe Sterblichkeitsziffer kommt nach amtärztlichen Feststellungen neben schlechter Ernährung im besonderen die furchtbare Wohnungsnot der Stadt in Frage.

Die Ziffern über die Geschlechtskrankheiten in der Stadt Hindenburg übertreffen gleichfalls die Zahlen im Reiche. Auch hier ist die größere Verbreitung der Geschlechtskrankheiten nach den Aufzeichnungen der beamteten Ärzte der Stadt Hindenburg auf das enge Zusammenwohnen und das Schlafen mehrerer Personen in einem Bett zurückzuführen. Ist doch besonders auffallend die Zahl der Kontakt-Infektionen, d. h. die Infektion, die nicht durch Geschlechtsverkehr, sondern durch Zusammenschlafen, Benutzung derselben Geschirrs usw., kurzum durch mangelnde Isolierung infolge der gedrängten Wohnweise zu erklären ist.

Besonders stark wirken die schlechten Wohnverhältnisse auf die Säuglingssterblichkeit ein. Von 1043 in einem halben Jahr geborenen Kindern (1. April bis 30. September 1923) sind 205 Säuglinge, also 25 % im Laufe des ersten Jahres zugrunde gegangen, und zwar zum größten Teil an Erkältungskrankheiten und Magen- und Darmkatarrh. Die engen, schlecht durchlüfteten, überhitzten Räume, in die kein Licht und keine Sonne dringt, sind als Hauptursache anzusehen. In Deutschland beträgt die Durchschnittsterblichkeit im ersten Lebensjahre 17,5 %. Wir stehen also in Hindenburg an der Spitze der Großstädte hinsichtlich der Säuglingssterblichkeit.

Schmutzkrankheiten (Eäuse) häufen sich, bis 40 % verlauste Schulmädchen sind in letzter Zeit zu verzeichnen gewesen. In Räumen, die knapp zur Aufstellung der Schlafstätte genügen, ist an ein richtiges Waschen und an Körperpflege nicht zu denken.

Auch diese nachgewiesenen, 2718 wohnungslosen Familien haufen in den meisten Fällen mit anderen Familien, bei denen sie Aufnahme gefunden, jeder Moral und Hygiene hohnsprechend, eng zusammengepfercht, oft zu zweien oder gar zu dreien in einem Bett, in kleinen und den kleinsten Wohnungen. Fälle, in denen in einer kleinen Wohnung Eltern, Kinder beiderlei Geschlechts und verheiratete Kinder mit ihren Ehegatten zusammenwohnen, sind nicht selten.

Als Beispiel für das enge Zusammenwohnen möge dienen: 150 Familien in der Guidostraße wohnen so eng,

daß 4,4 Personen auf einen Wohnraum durchschnittlich kommen. Hierbei sind die ortsüblichen Kammern als halber Wohnraum gerechnet. Unter diesen Fällen wohnen 15 mal 6 Personen, 18 mal 7 Personen, 6 mal 8 Personen, 11 mal 9 Personen und 5 mal 10 Personen in einem Raum zusammen.

Als Beispiel für das enge Zusammenschlafen seien Feststellungen in einer Mädchenklasse des Nordbezirks angeführt. Von 60 Schülerinnen schlafen 10 allein im Bett, 43 zu zweien, 6 zu dritt, ein Kind schläft mit 3 Geschwistern und der Mutter.

Ferner sind noch eine Anzahl Fälle von Blutschande als Folge des engen Zusammenwohnens bzw. Zusammenschlafens zu verzeichnen.

Im allgemeinen ist diesen und allen übrigen angeführten wohnungslosen Familien die Hoffnung auf eine baldige Zuweisung von Wohnungen durch die zugewanderten Flüchtlinge, die bestimmungsgemäß vorzugsweise Anspruch auf Wohnungen haben, genommen worden. Dazu kommt, daß mehrere Familien aus Ost-Oberschlesien, die dort optiert haben, bei verwandten oder bekannten Familien, die selbst schon unter unzulänglichen Wohnverhältnissen zu leiden haben, Aufnahme gefunden haben, und ein weiterer Zuzug solcher Familien aus Ost-Oberschlesien in unsere nahe Grenzstadt Hindenburg zu erwarten steht. Das Ende des Wohnungselends der nachgewiesenen 13 782 Bürger (2348 + 11 348), das sind 20 % der Hindenburger Bevölkerung, ist nach alledem gar nicht abzusehen. Der angegebene Prozentsatz muß naturgemäß weiter anwachsen, da die Stadt außer 20 Wohnungen, die sie durch Ausbauten hergerichtet hat, in diesem Baujahre nur den Bau von insgesamt 47 Wohnungen unter Zuhilfenahme des Aufkommens an Hauszinssteuer in Angriff nehmen konnte, diese neuen Wohnungen aber kaum den hinzukommenden Bedarf an Wohnungen, viel weniger noch die schon bestehende Nachfrage decken kann.

Legen schon die großen Zahlen der Wohnungslosen und der Flüchtlinge Zeugnis ab von der katastrophalen Wohnungsnot in unserer Stadt, so verdeutlichen besonders die über die Wohnrichte angestellten Erhebungen, daß die Statistiken über das Wohnungselend im In- und Auslande von dem Wohnungsmangel in der Stadt Hindenburg übertroffen werden.

Die weiteren Auswirkungen dieser Wohnungsnot in gesundheitlicher und hygienischer Beziehung liegen auf der Hand. Sie werden weniger durch die Statistik der Wohnungsnot als insbesondere durch die erhöhte Säuglingssterblichkeit, die Zahl der unglücklichen oder durch die lange Wartezeit gescheiterten Ehen, durch die Zahl der Delikte Jugendlicher und schließlich durch die aufsteigende Kurve in den Skalen der Tuberkulosen und Geschlechtskranken gekennzeichnet.

Wenn diesem Wohnungselend nicht in großzügiger Weise in kürzerer Zeit Abhilfe getan wird, so wird Hindenburg bald an der Spitze der ungesundesten und hygienisch am schlechtesten bestellten Großstädte stehen. Die Folgen dürften für die Zukunft unabsehbar sein, wenn nicht eine großzügige und durchgreifende Hilfsaktion auch seitens der Reichs- und Staatsregierung zur Beseitigung des geradezu beispiellosen Wohnungselendes in der Grenzstadt Hindenburg eingeleitet wird.

Gattorna

Dem Oberschlesischen Hilfsbund sind die in vorstehendem Artikel geschilderten Zustände schon seit langem bekannt. Er hat an das Preuß. Wohlfahrtsministerium folgende Eingabe gerichtet und hofft, daß sie Erfolg haben wird:

Die gemeinschaftliche Geschäftsstelle des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier in Berlin erhält fast täglich Briefe von Verdrängten und Flüchtlingen aus Oberschlesien, die in ihrer furchtbaren Wohnungsnot um Hilfe bitten. Das Elend, das in diesen Briefen geschildert wird, spottet jeder Beschreibung. Die Erregung dieser Leute, die ihrer deutschen Gesinnung wegen von Haus und Hof vertrieben sind, ist außerordentlich groß. Es droht Gefahr, daß diese durch die furchtbare Not erbitterten Leute in dem an sich gefährdeten Grenzland Oberschlesien zur Selbsthilfe schreiten und das Unglück dadurch noch größer wird. Wir haben uns die allergrößte Mühe gegeben, beruhigend auf die Flüchtlinge und Verdrängten einzuwirken. Die Erregung ist aber eine so außerordentlich große, daß hier

unbedingt vom Staat Hilfe notwendig ist, wenn nicht noch größeres Unglück geschehen soll. Wir überreichen zur Schilderung der Not die Abschrift einer Denkschrift des Vorstandes der Flüchtlings- und Verdrängtengruppe der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier, Ortsgruppe Gleiwitz. Ferner einen Artikel des Herrn Lehrer Gattorna aus Hindenburg O.-S., den wir in unserer Zeitschrift „Oberschlesien“ abdrucken werden. Wir bitten dringend, hier zu helfen und uns von den unternommenen Schritten in Kenntnis setzen zu wollen. Ein gleiches Schreiben haben wir dem Reichsministerium des Innern und dem Preußischen Ministerium des Innern sowie dem Herrn Oberpräsidenten von Oberschlesien zugesandt.

Im Auftrage des Vorstandes  
des

Oberschlesischen Hilfsbundes und der  
Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier.  
gez. Szysja.  
Landgerichtsdirektor.

### Flüchtlingsklagen

Max Prager Ratibor

Im Trümmersfeld meines Schaffens,  
Steh' ich gebrochen einsam da,  
Mußt Heimat, Haus und Hof verlassen,  
Weil ich ein treuer Deutscher war!

Die geliebte Heimat ist mir genommen,  
An der mein ganzes Leben hang,  
Mein Glanz beraubt, mein Mut benommen,  
Geschwächt mein steter Schaffensdrang.

Ich will mich fassen, will nicht verzagen,  
Und suchen nach verlor'nem Glück,  
Vielleicht seh'n wir in wenigen Jahren,  
Unsere alte liebe Heimat zurück.

### Vom „Heimgarten“ Neisse-Neuland.

Das Volkshaus „Heimgarten“ kann jetzt auf eine einjährige Tätigkeit zurückblicken. Es sind nur bescheidene Anfänge, die uns ein Rückblick auf dieses erste Jahr der Arbeit zeigt. Dessen ist sich die Leitung des Hauses völlig bewußt. Es mußte oft mit unzulänglichen Mitteln gearbeitet werden. Die Wirtschaft stockte noch in den Anfängen und die Räume reichten meist nicht aus. Der breiteren Öffentlichkeit war die Idee, der unser Haus dienen will, noch allzu neu und unbekannt. Ist doch der Heimgarten überhaupt das erste Haus dieser Art hier im Osten. Trotz alledem wurde versucht, wenigstens einige Kurse zustande zu bringen. Und wie weit es gelungen ist, soll die folgende Uebersicht zeigen. Wir geben nur die Gruppen an, für die mehrtägige Veranstaltungen hier im Hause stattgefunden haben. Diese Kurse wurden teils vom Hause selbst, teils von den Behörden und anderen Stellen veranlaßt und ausgeführt.

Junge Mädchen: 4 Kurse mit zusammen 120 Teilnehmerinnen.  
Junge Kaufleute: 1 Kurs mit 20 Teilnehmern.  
Studentinnen: 1 Kurs mit 22 Teilnehmerinnen.  
Junge Frauen und Mütter: 1 Kurs mit 15 Teilnehmerinnen.  
Handarbeitslehrerinnen: 3 Kurse mit 170 Teilnehmerinnen.  
Vandarbeiter: 1 Kurs mit 14 Teilnehmern.  
Caritathelfer: 1 Kurs mit 78 Teilnehmern.  
Mitarbeiter an Volksbüchereien: 1 Kurs mit 63 Teilnehmern.

Leiter und Lehrer an Volkshochschulen: 1 Kurs mit 41 Teilnehmern.

Lehrer: 1 Kurs mit 105 Teilnehmern.

Zu kommen noch die 2 ostdeutschen Hochschulwochen mit 385 Teilnehmern. Auf besonderen Wunsch wurde noch eine sogenannte fliegende Volkshochschulwoche eingerichtet; d. h. es haben sich eine Anzahl Mitarbeiter des Heimgartens bereit erklärt, in verschiedenen kleinen Orten volksbildnerische Vorträge zu halten. Ein solcher *Zyklus* von 6 bezw. 12 Vorträgen wurde bisher von folgenden Orten gewünscht: Guttentag, Schirokau, Tost, Grottkau, Ottmachau und Friedland. Ueber die Spielschar des Heimgarten, die bereits an 160 Orten Ober- und Niederschlesiens gespielt hat, soll ein eigener Bericht folgen. Die Ausstellung von guten Büchern und Bildern verbunden mit einem anführenden Vortrag des Leiters unserer Buch- und Kunststube, Dr. J o d i e l soll an solchen Orten, wo sich keine geeignete Buchhandlung befindet, der Sinn für Literatur und Kunst gefördert werden. Auch sonst haben sich die Mitarbeiter des Heimgarten für die volksbildnerische Art öfter zur Verfügung gestellt. Anfang Januar soll der Kursusplan für das nächste Halbjahr entworfen werden.

Wir bitten an dieser Stelle alle, die irgend eine Veranstaltung im Heimgarten planen, uns die in Aussicht genommenen Termine baldigst anzugeben, damit diese Veranstaltungen berücksichtigt werden können.

---

## Kauft Wohlfahrtsmarken des Oberschlesischen Hilfsbundes!

(Zu erhalten in der Geschäftsstelle Berlin.)

---

# Das Werk.

Von Curt Mirau.

**A**us Waldwehmut reckt es sich auf, faucht den Riefen weiße Gichtwolken ins Geäst, und sein brennendes Rot leuchtet über die Wipfel hinweg. Wühlende Klauen hält es im Sande vergraben, und sein stürmischer Herzschlag läßt das Erdreich stoßweise erschüttern . . . das Werk, ein grausamer König im Lande weinender Wälder!

Haferfüllt bespeien seine Ventile den Tränentau, den der sterbende Wald Nacht für Nacht über die Dächer reißt, und in die trutzigen Räume hundertjähriger Eichen jagt es jubelnd die blitzenden Strahlen seiner Sagen. Leben umschlingt es, und was sein Rachen wieder hergibt, ist starreiserne Form, harte Maschinenbewegung, das feine Schmelzen der Zweige im Frühjahrswind, die rauschende Wut im Astgewirr zwingt es in den steifen Arm einer Axt und jene ernste Kiefer, an der einst ein Mensch sein Herzeleid schluchzte, wandelt es in eine nüchterne, leblose Bretterwand.

Hochbetrieb! — Das mächtige Eisentor neben dem Spielzeugwinzigen Pfortnerhaus schluckt und speit, schluckt Männer und Kraft, speit Männer, müde Männer und lange, rollende Eisenbahnzüge.

Wie eine dunkle, zähe Masse wälzen sich die Männer durch das breite Tor, winden sich langsam an eisernen Stiegen hinauf, fließen schwerfällig die Brücke zum Förderturm entlang und poltern plötzlich auf schwankenden Schalen in geheimnisvolle Tiefen. Sierig spielen die Seilträder. Menschenfracht um Menschenfracht sinkt in den Leib des Schachtes. Darüber schillert gespensterhaft blaß ein Vogenlampenpaar. Aus der grauschwarzen, träge dahinfließenden Masse ragen die Köpfe auf, alle in einer eigenen Richtung, vornübergebeugt wie in schwerem Leid. Verschlafene Knabengesichter dazwischen wie Blumen, Kinder in Männerstiefeln.

Paternen schwimmen durch Nebeldicke wie Fettflecke auf Löschpapier. Rippwagen schaukeln vorbei. Pferde wiegen ihre großen Köpfe wie plumpe Figuren in einem eigentümlichen Märchen. Sirenen gellen, Rufe erschallen, tappende, trippelnde Schritte, daneben schwere, wuchtige.

Werkstatt! — Surren unzähliger Räder, gleitende Federbänder, Feldschmieden fackeln Lohbrände empor, goldener Sprühregen fällt, Eisen glimmt auf. Fräsend gräbt

sich das Schneiderad ein. Splitter spritzen herum, hundert Hände schwingen hellklingende Hämmer. Fröhliches Spechtkonzert! . . . Heulend faucht es vom Blasebalg her, und mit betäubendem Lärm poltert der Dampfhammer nieder. Schotternd schwankt der Boden darnach. Weiter davon singen die Feilen ein neckisches Liedlein, und der Hobel brummt hinterdrein.

Frühstückspause! — Papiere hauchen sich auf, Zigaretten erglimmen, Gespräche brausen. Minutenlang das malerische Bild eines Zigeunerlagers. Ruhende Leibter, schwelende Feuer, hoch an den Mund gehaltene blaue Kaffeekannen.

Dann peitscht die Sirene die Muskeln auf. Hastig! — weiter — weiter! —

Drüben ist weniger Lärmen. Ach, und da steht noch, vereinsamt, eng an dem Drahtzaun, über den Siebel des Hauses geneigt, eine letzte Birke. Bureauräume! — da der rastlos fiebernde Körper, hier die kühle, besonnene Seele. Schränke mit Akten, Tische mit klappernden Schreibmaschinen. Ein grauer Kopf beugt sich über die Pläne, feinste Zeichnungen und Modelle. Gleichmäßig murmeln die Lippen des eifrigen Rechners, und da — ein blonder Mädchenkopf, ein Sonnenstrahl zwischen den Spinnweben der mächtigen gelben Schränke. Pochen! — daneben innigster Ernst.

Zwischen Sesseln, behaglichem Schreibtisch und eleganter Standuhr der in die Hand gestützte Amerikanerkopf des leitenden Kaufmanns, weichwogende Tabakswaden um die denkende Stirn.

Sein weißschauender Blick geht hinaus über das brausende Werk, hinweg über Waldreste und Schornsteine, hinaus in das kraftschöne Land.

Riesen recken sich auf. Junge Riesen mit eisernen Nacken, mit erzenen Muskeln, stählernen Sehnen und lichtrollenden Augen.

Die steilen Gerüste summen vom Wollen, Vollbringen atmen die keuchenden Ofen, und Sieg flattern die Wimpel der Schloße.

(Aus dem unveröffentlichten Werke: „Das Land unter dem Rauch.“)

## Blutende Heimat.

Von Alfons Gaudel

Die Abendshatten schleichen lang und schwer  
durch trostlos graue Straßenzeilen.  
Die Sonne blutet im Enteilen,  
Läßt alle Herzen freudeleer.

Im Purpurbluten fern am Horizonte  
blüht unsrer Schollen Wehgeschrei . . .  
Ist jener deutsche Tag vorbei,  
der unser karges Glück besonnete?

Laß deine Hoffnung nimmer untergehen.  
du Heimathertz in ärgster Not:  
Auf Abendrot folgt Morgenrot,  
auf jeden Tod ein Auferstehen.

# Nachrichten aus der Heimat.

Den 12. Dezember 1924.

Nun ist auch der dritte große Wahltag dieses Jahres für Oberschlesien vorüber. Was im Oktober über die Einigkeit in den bürgerlichen Parteien gesagt worden war, traf im letzten Wahlkampfe nicht im vollen Umfange zu. Die rechtsstehenden Parteien von der Deutschen Volkspartei an proklamierten infolge Eingreifens der vaterländischen Verbände Burgfrieden untereinander im Wahlkampfe, und im großen und ganzen wurde dieser auch gehalten. Dafür tobte der Wahlkampf besonders heftig zwischen Demokraten und Deutschnationalen einerseits, diesen und dem Zentrum andererseits. Es ist verständlich, wenn man hier in Oberschlesien bei den Auseinandersetzungen möglichst wenig mit Wechseln auf die Zukunft arbeitete, da unsere Landsleute den Wert von feierlichen Versprechungen aus der nahen Vergangenheit zur Genüge kennen; aber unerklärlich bleibt es, daß bei den Rückblicken auf die Erfolge der Parteien in den Parlamenten und in der Regierung man es großenteils wagen durfte, Schwarz als Weiß und umgekehrt zu bezeichnen, ohne daß die Mehrzahl der Zuhörer es merkte, daß sie das Opfer äußerst geschickter Eskamotage wurden. Das Wort von der Unreife des Oberschlesiers in politischer Beziehung ist und bleibt wahr; bei uns beeinflussen nach wie vor Schlagworte, Gefühle und vor allen Dingen ein kurzes Gedächtnis das politische Urteil.

Bei der Verbissenheit der deutschen Parteien gegeneinander blieb keine Zeit übrig für die aufmerksame Beobachtung der Wahlvorbereitungen auf polnischer Seite. Dort hatte die offenbare Niederlage bei den Septemberwahlen scharfe Kritik in den eigenen Reihen hervorgerufen, die sich vor allem gegen die mangelnde Berücksichtigung kirchlicher Angelegenheiten im Programm der polnischen Volkspartei und gegen das Fehlen von öffentlichen Versammlungen vor der Wahl richtete. „Das Programm wollte sicherlich alle umfassen, machte aber der katholischen Gruppe keine Konzessionen. Die Nichtberücksichtigung des national-kirchlichen Faktors gab die Trümmer in die Hände der Zentrumsgeistlichen. Nichts helfen hier die Klagen ex post, die gegen den Kardinal Vertram gerichtet sind, der angeblich die Polen nicht allzu heiß liebt!“ (Kurjer Polski.) Und da „die nationale Arbeit unter den Polen in Deutsch-Oberschlesien schwierig und beschwerlich“ (Kurjer Polski) ist, erscholl zugleich der Hilferuf: „Ohne die Hilfe des ganzen polnischen Volkes in dem Kampfe, den wir hier um die Erhaltung der polnischen Seele des polnischen Volkes zu führen gezwungen sind, wären wir nicht imstande, uns zu behaupten.“ Dem Drängen nach stärkerer Betonung katholischer Belange kam die „polnische Volkspartei“ in der Weise nach, daß sie sich von nun an offiziell als „polnisch-katholische Volkspartei“ bezeichnete, den Wahlaufruf in den Nowiny Codzienne mit dem Gruße „Gelobt sei Jesus Christus“ begann und den Pfarrer Klimas in Carnau als Spitzenkandidaten aufstellte. Öffentliche Versammlungen fanden statt, und in einigen von ihnen sprach sogar der bekannte Abgeordnete Baczewski zu seinen Landsleuten und diskutierte mit den anwesenden Deutschen. Der besagte Hilferuf endlich fand stärkste Resonanz im polnischen Westmarkenverein, der in Warschau und anderen Städten Polens für die unerlösten Brüder Opfertage veranstaltete.

Eine Aufklärung der Bevölkerung Oberschlesiens über die üble Wahlmache der Polen habe ich lediglich in Zentrumszeitungen gefunden, während sonst alles schweig im deutschen Blätterwalde. Wahrscheinlich hielt man es dort

nicht für nötig, die faustdicken Lügen des polnischen Wahlaufrufes zu widerlegen, nachdem die Septemberwahl eine Abnahme der polnischen Stimmen von 49 000 auf 36 000 gebracht hatte. Wie wenig jedoch die Beobachtung der polnischen Agitation und die Aufklärung der polnisch sprechenden Bevölkerung zu entbehren sind, hat wieder einmal der Ausfall der Wahlen gezeigt. Das Anwachsen der polnischen Stimmen auf 40 000 hat den Polen ein Landtagsmandat für Oberschlesien und den gesamten Minderheiten ein zweites für ganz Preußen gebracht. Ob der deutsche Michel daraus lernen wird?!

Bei dieser Gelegenheit möchte ich den Lesern der Zeitschrift aus einem Artikel der „Nowiny Codzienne“ vom 27. 11. 24 unter der Überschrift „Der Judasgroßchen“ folgendes, dem Blatte vom Abgeordneten Baczewski zugegangenes Schreiben mitteilen:

„In meiner letzten im Preussischen Landtage gehaltenen Rede habe ich gesagt, daß der ober-schlesische „Hilfsbund“ vor den Herbstwahlen zum Reichstage 250 000 M. von der Regierung erhalten habe, und daß dies Geld vorwiegend in die Kasse der Zentrums-partei geflossen sei. In dieser Angelegenheit erschien unlängst in der Zentrums-presse Oberschlesiens eine vom Pfarrer Uliżka unterzeichnete Mitteilung, die behauptet, daß meine Ausführungen im Preussischen Landtage „erfunden seien und die Kasse der Zentrums-partei aus dieser (?) Quelle keinen Pfennig erhalten habe“. Angesichts dieses Vorwurfs fühle ich mich verpflichtet zu erklären: Meine Ausführungen vom 23. 10. d. J. im Preussischen Landtage waren nicht erfunden. Ich stützte mich und stütze mich in meinen Angaben über die 250 000 M. auf mir und dem Abgeordneten Sierakowski von einem ober-schlesischen deutschen rechtsstehenden Abgeordneten zum Preussischen Landtage erteilte Informationen. Mir scheint es, daß sogar Pfarrer Uliżka selbst diesem Abgeordneten Glauben schenken mußte. Aus der Unterredung mit jenem Abgeordneten habe ich die Überzeugung gewonnen, daß das ober-schlesische Zentrum — gleichgültig auf welchem Wege — von der Regierung Schmiergelder zur Bekämpfung . . . . der polnischen Propaganda erhalten hat. Vorderhand gebe ich keinen Namen an; es scheint mir nämlich, daß vorstehendes zur Enthüllung des wahren Gesichts der Zentrums-partei ausreicht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die zweideutige Ablehnung des Herrn Uliżka („aus dieser (?) Quelle keinen Pfennig erhalten habe“) der Wahrheit aus dem Wege geht. Dagegen spricht die Behauptung der „Ober-schlesischen Morgenzeitung“, daß das Zentrum „gut gestrichelt hat“, der Wahrheit.

Der Judasgroßchen brennt.

Oppeln, am 25. 11. 1924.

Johann Baczewski,  
polnischer Abgeordneter zum Preussischen Landtag.

In dieser Zuschrift bezeichnet Baczewski einmal den Ober-schlesischen Hilfsbund, das andere Mal die Regierung direkt als Geldgeber des Zentrums, wodurch die Richtigkeit seiner Behauptungen hinreichend gekennzeichnet wird. Weit interessanter aber ist die Tatsache, daß sich die im Briefe angezogene „Ober-schlesische Morgenzeitung“ auf die Behauptungen Herrn Baczewskis im Landtage und dieser wiederum auf den Artikel der „Ober-schlesischen Morgenzeitung“ beruft, und daß ferner Herr Baczewski auf einen „ober-schlesischen deutschen rechtsstehenden Abgeordneten“ als Quelle für seine Behauptungen hinweist. Wenn die meisten

Oberschlesien dieser „Enthüllung“ des Herrn Baczewski auch keinen Glauben schenken, so dürfen sie doch wohl die Hoffnung aussprechen, daß durch geeignete Schritte der früheren rechtsstehenden ober-schlesischen Landtagsabgeordneten die Unwahrheit der schriftlichen, außerhalb des Parlaments aufgestellten Behauptung des polnischen Abgeordneten erwiesen wird.

Die nahe Wiederaufnahme der parlamentarischen Arbeiten im Landtage bringt uns Oberschlesiern hoffentlich recht bald die Regelung zweier für die Entwicklung unserer Provinz wichtigen Fragen, nämlich die Erledigung des Eingemeindungs- und Verkehrsproblems im Industriebezirk und die Gewährung namhafter Bauzuschüsse aus dem staatlichen Ausgleichsfonds.

Mit Bezug auf das erstere befindet sich die Stadt Beuthen O.-S. infolge des Verlustes von Friedenshütte, Eintrachtshütte und Schwarzwald und infolge der Umschnüpfung durch die willkürliche Grenze in stark gefährdeter Lage. Die Ausdehnung nach Osten, Süden und Norden ist mit Ausnahme der Einverleibung von Rosberg unmöglich, die Ausdehnung nach dem Westen ungemein erschwert. Wollte Beuthen O.-S. seine frühere Bedeutung in Oberschlesien nicht verlieren, sollte es vor allen Dingen der ihm durch die Grenzziehung überwiesenen Grenzwachststellung gerecht werden, so mußten diese Schwierigkeiten beiseite geschafft werden. Namhafte Bebauungsflächen in der Nähe zu erhalten, war aussichtslos, da der Abbau der Bodenschätze unter Tage für die Allgemeinheit wertvoller und wichtiger ist. Darum blieb der Stadt nur der Ausweg, sich in der weiteren Umgebung durch Ankauf des Grizberges zwischen Rarf und Mieschowitz Baugelände zu sichern. Damit beschreitet sie den Weg der Kolonisierung, steht aber zugleich vor der neuen Aufgabe, durch Auffaugung der dazwischenliegenden Gemeinden und durch den Ausbau des Verkehrsnetzes sich dieses Gebiet organisch anzugliedern. Und hier, in diesem letzten Punkte, berührt die Erweiterung Beuthens das Verkehrsproblem des neuen Industriebezirks, in dem Peiskrescham als Mittelpunkt der Industriearbeitersiedlung und Verkehrsknotenpunkt eine Rolle spielen wird. Durch den Bau der Bahnstrecke Gleiwitz—Hindenburg—Beuthen O.-S. und durch elektrische Bahnen will man die Verbindung der Städte untereinander ermöglichen und die schnelle Zurücklegung des Weges vom Heim zur Arbeitsstätte sichern. Durch Autoverkehr von Gleiwitz und Beuthen O.-S. soll eine engere Angliederung des Restkreises Carnowitz und östlichen Gleiwitzer Kreises an den Industriebezirk erreicht werden. Ferner verlangt man den Bau der Eisenbahnlinie Mikulschütz—Brynek—Wosowska, um die durch die Grenzziehung zerrissene Eisenbahnverbindung des Industriebezirks mit der rechten Oderuferbahn wiederherstellen und dadurch eine günstigere Beförderung von Grubenholz nach und einen leichteren Transport der Erzeugnisse aus dem Industriegebiet ermöglichen zu können. Endlich wird daran gedacht, das Klodnitzkanalprojekt zu verwirklichen.

An der Lösung dieser Verkehrsfragen, mit der die Entwicklung des Industriebezirks steht und fällt, arbeiten die Kommunal- und Wirtschaftsverbände gemeinsam und verlangen dabei energische Mithilfe des Staates. In demselben Maße notwendig ist diese, und zwar durch Bereitstellung von Mitteln, auch für die Behebung der Wohnungsnot im ober-schlesischen Industriebezirk. Was in der Oktobernummer der Zeitschrift über die Zunahme der Wohnungsnot infolge der Abwanderung aus Ost-Oberschlesien, über die Verschleppung in der Fertigstellung von Flüchtlingsbauten und des sich daraus ergebenden Flüchtlingselends gesagt worden ist, hat leider keine Abnahme erfahren. Im Gegenteil, es muß

eine Zunahme der Wohnungsnot, die völlige Einstellung des Innenausbaus der Flüchtlingswohnungen infolge Mangels an Geldmitteln und eine immer größer werdende Rücksichtslosigkeit gegenüber der Not der Verdrängten festgestellt werden.

Ganz arg liegen die Verhältnisse in Gleiwitz und Beuthen O.-S. Im erstgenannten Orte sind (nach einer Denkschrift der dortigen Flüchtlingsgruppe) mindestens 600 neue Wohnungen nötig, um die Flüchtlinge aus den übelsten Unterkünften herausnehmen zu können. Wie dringend notwendig die Umquartierung ist, zeigt die Beschreibung des Zustandes der jetzigen „Wohnungen“. An der einen Stelle gibt es keine Wasserleitung, keine Ausgüsse, in den Unterkünften sind die Aborte im Hofraum gelegen; an einer anderen Stelle fehlt die Lichtleitung und befinden sich Flur- und Haustüren seit dem Frühjahr in Reparatur. Auf dem Krakauer Platz haufen 65 Familien schon 2½ Jahre in „Pappkartons“, bis 11 Personen in einem Raum von 3 mal 3½ Quadratmeter, und gehen da allmählich wirtschaftlich und moralisch zugrunde. Für die nassen und ständig reparaturbedürftigen Wohnungen auf der Flugplatzstraße verlangt die Landbaugesellschaft Miete (bis 31 M. pro Monat!), die von mehr als der Hälfte der dort Wohnenden infolge ihrer Arbeitslosigkeit oder ihres geringen Verdienstes nicht gezahlt werden kann. In Beuthen hat in den Barackenbauten nur die Küche jeder Wohnung einen kleinen Ofen, für die Wohnräume wurde und wird deren Anschaffung versagt. In der Rosberger Schule lassen in Bezug auf Sauberkeit und Gesundheit die Verhältnisse so gut wie alles zu wünschen übrig, und in einzelnen Unterkünften, in Ställen, Schuppen und Kellerwohnungen sieht man ein derartiges Elend, daß sich die Feder sträubt, es niederzuschreiben.

Ihr trauriges Los tragen die Leute nach außen hin scheinbar ruhig und gelassen, aber ihre Wortkargheit ist der Ausfluß ihrer Verzweiflung, und das Auge verrät mehr als der geschlossene Mund. Wie anders es unter der ruhigen Außenseite aussieht, welche Ansammlung von Verbitterung und Wut sich im Innern dieser Leute angesammelt hat, kann man an dem Hohn und den Barmühsungen erkennen, die jeden treffen, der nach den vielen ungehaltenen Versprechungen ihnen von der baldigen Aussicht auf Besserung ihrer Lage spricht. Und wenn ihnen gar, wie in Beuthen O.-S., mit Zwangsmaßnahmen bei Nichträumung ihrer jetzigen Unterkünfte, mit Absperzung von Heizung und Beleuchtung gedroht wird, wenn man sie, wie in Gleiwitz, gewaltsam aus ihren Wohnungen entfernen will, dann kommt es zum Eintreten aller für einen, dann geht man evtl. mit Axten bewaffnet gegen die Aussetzung Vornehmenden vor, und starke polizeiliche Kräfte müssen aufgebieten werden, um schlimmes Blutvergießen zu vermeiden.

### **Ermäßigte Bisagebühren nach Polen.**

Die polnischen Vertretungsbehörden in Deutschland haben von deutschen Staatsangehörigen vom 13. Dezember 1924 ab folgende herabgesetzte Bisagebühren ein: für ein Durchreisevisum ohne Berechtigung zum Aufenthalte in Polen 1 Goldfranken, für ein Durchreisevisum mit Berechtigung zum Aufenthalte in Polen 10 Goldfranken, für ein Durchreise- und Rückreisevisum 10 Goldfranken, für ein Ein- und Rückreisevisum, gültig für einen Monat, 10 Goldfranken, für ein Dauervisum für 3 Monate 20 Goldfranken.

Muß man es so weit kommen lassen, müssen die Armen ersichtlich werden, ehe man regierungsseitig energisch eingreift?!

In Ost-Oberschlesien hat der Leipziger Prozeß gegen die Insurgenten und das Urteil gegen Emil Wierzynek zu einer Entschließung der Bujakower Aufständischengruppe an die polnischen Behörden geführt, gegenüber den Deutschen „dieselbe Rücksichtslosigkeit“ anzuwenden und durch „Repressalien gegen sie“ Vergeltung zu üben. Die Resolution, die an anderer Stelle von „kruzritterlichem Hochmut“ und „deutscher Hydra“ spricht, ist eine Aufforderung zu Gewalttätigkeiten an deutschen Arbeitern. Herr Calonder, der die unter Mitwirkung der polnischen Behörden erfolgte und gegen das Senfer Abkommen verstößende Entlassung von über 10 000 Arbeitern nachträglich gerügt hat, dürfte geneigt sein, die amtlichen Stellen der Wojewodschaft rechtzeitig vor der Wiederholung gleicher oder ähnlicher Methoden zu warnen.

Der Vorsitzende der gemischten Kommission hat in letzter Zeit mit den deutschen Zentralbehörden in Berlin über verschiedene zu seiner Zuständigkeit gehörige Fragen, hauptsächlich über das Minderheitenschulwesen verhandelt, und die Presse stellte auf Grund offizieller Nachrichten fest, daß man zu voller Übereinstimmung mit Herrn Calonder gekommen sei. Von Warschau, wo er im Anschluß an seine Berliner Reise wegen der Angelegenheit vorsprach, hat man bisher nichts ähnlich Lautendes gehört. Bei der Einstellung Polens

gegen seine Minderheiten nimmt das nicht wunder. Das jetzige Kabinett und in ihm besonders Außenminister Skrzinski stehen deren Forderungen zwar nicht ablehnend gegenüber. Aber sie können nicht gut gegen den mächtigen Strom der Warschauer Allpolen stimmen, wie das die von dieser Seite in den letzten Wochen heraufbeschworenen Krisen zur genüge beweisen. Wie schwach die Stellung der Regierung in Warschau ist, in welcher Weise sich die in den Wojewodschaften in Vormacht befindlichen allpolnischen Kräfte betätigen, zeigen in Ost-Oberschlesien das Vorgehen gegen die Minderheitsschulen, die Gewaltakte gegen Versammlungen deutscher Katholiken, die Schikanierung deutscher Optanten und die blutigen Terrorfälle auf den Dörfern.

Trotzdem wird das Deutschtum in Ost-Oberschlesien diesem erneuten Ansturm der Aufständischen, des Westmarkenvereins und der mit ihm verbündeten Behörden nicht erliegen. Der dauernde Zwist im Lager der Insurgenten, die großen wirtschaftlichen Schwierigkeiten der Industrie, das Gespenst des Handelsvertrages mit Deutschland und last not least die unserem Ortsnachbar ungünstige Stimmung im Völkerbunde zeigen die schwachen Punkte in der Stellung der Segner. Daß sie allmählich zu Breschen werden, dazu wollen wir im deutschen Oberschlesien und im gesamten deutschen Reiche möglichst beitragen. Bis dahin muß für unsere Brüder von drüben die Devise gelten:

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten!“

## Aus den Vereinen.

**Ortsgruppe Berlin-Nordwest.** Zu einer rechten Familiensfeier gestaltete sich der Nikolaustag am 6. Dezember, den die Ortsgruppe in den Festjalen des Artushof beging. Der überaus gute Besuch zeigte, daß die Landsleute gern der Einladung zu diesem Abend gefolgt sind und durch selbst mitgebrachte Geschenke sich gegenseitig zu erfreuen suchten. Aber auch unseren Kleinen bereitete der ausgezeichnete Nikolaus (Landsmann Gregor) durch allerlei schöne Gaben, die er aus dem Sack holte, eine weihnachtliche Vorfreude. In seiner Begrüßungsansprache gedachte der Vorsitzende Max Hennek der Bedeutung des Tages für uns als Oberschlesier und forderte die Landsleute auf, weiterhin den Verbänden und somit auch der Heimat treu zu bleiben. Ein dreifaches „Glück auf“ galt der lieben alten Heimat. Großen Beifall fand unser unermüdbare Gesangslehrer mit seinen gut zu Gehör gebrachten Volksliedern, von denen besonders das immer schöne „Stille Nacht, heilige Nacht“ eine Weihnachtsstimmung in die Herzen der Zuhörer trug. Bei Tanz und zwangloser Unterhaltung gingen die Stunden viel zu schnell dahin, doch schied man erst in später Stunde mit dem Gefühl, einen schönen Abend im Kreise der Landsleute verbracht zu haben.

Max Hennek.

**Ortsgruppe Berlin-Nordwest.** Die Mitglieder werden hiermit zu der am Dienstag, 6. 1. 25, abends 8 Uhr, in den Hohenzollernjalen, Babelstraße 35, stattfindenden Hauptversammlung eingeladen. Tagesordnung: 1. Kassenbericht. 2. Jahresbericht. 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Verschiedenes. Anschließend geselliges Beisammensein und Tanz.

Max Hennek, 1. Vorsitzender.

**Ortsgruppe Berlin-Nordwest.** Im Laufe des Sommers ist der Wunsch ausgesprochen worden, in den alle 14 Tage stattfindenden Mittwochzusammenkünften der Wintermonate seitens der Mitglieder Vorträge zu halten. Dieser Anregung ist der Vorstand gern nachgekommen, und in dankenswerter Weise haben sich sofort einige Herren der Ortsgruppe zur Verfügung gestellt. Bereits im Oktober konnte die Vortragsreihe eröffnet werden mit interessanten Ausführungen des Ingenieurs Herrn Rettner über die Entstehung und den Werdegang der Glühlampen. In einer der nächsten Zusammenkünfte sprach Herr Finanzobersekretär Hennek über das Volkslied und volkstümliche Lied, und schließlich beschloß die Vortrags-

reihe vor Weihnachten Herr Oberingenieur Laßmann mit einem ausgezeichneten Vortrag über Wärmewirtschaft. Diese Vorträge fanden allgemein großen Anklang und werden im neuen Jahre fortgesetzt werden. Sie sind geeignet, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Mitglieder zu fördern und noch fernstehende Landsleute der Ortsgruppe zuzuführen.

Mit landsmännischem Gruß

Der Vorstand. Hennek, 1. Vors.

**Bericht der Ortsgruppe Norden 1.** Die Ortsgruppe N. 1 veranstaltete am 18. November in Büttners Sälen einen oberchlesischen Bauernball. Wie gut es die Ortsgruppe getan hat, zeigte der überfüllte Saal. Immer neue Gäste kamen. Der Vorstand hatte die größte Mühe, alle Erschienenen unterzubringen. Aber es wurde geschafft, wenn auch manchem das Tanzen etwas unbequem wurde. Der 1. Vorsitzende, Landsmann Herof, begrüßte alle Anwesenden sowie die fremden Ortsgruppenleiter und Vertreter von Groß-Berlin. Er dankte für das zahlreiche Erscheinen und hob hervor, daß alle Monatsversammlungen so zahlreich besucht werden noch fernstehen, richtete er den Appell, die Läden in den Reihen zu schließen und so ein Ganzes zu bilden. Nur darin liege die Erstarkung des Heimatgedankens.

Hierauf hielt Landsmann Wajlawcyf, Vorsitzender der Ortsgruppe Norden 3, die eigentliche Ansprache. In schwungvollen Worten schilderte er die Not unserer oberchlesischen Schwestern und Brüder in der Heimat. Reicher Beifall lohnte dem Redner, der mit einem Hoch auf unser geliebtes Heimatland schloß.

Der Vorsitzende dankte mit kräftigen Worten für die inhaltreiche Rede. Der Bauernball erreichte seinen Höhepunkt. Ein Bärenführer mit seinem Bären fehlte auch nicht und löste mit seinen drahtischen Tänzen viele Lachsalven aus.

Ein Arrestlokal für alle diejenigen, die dem Gesetz nicht Folge leisten wollten, war auch da. Auch für solche, die sich gern ehelichen wollten, war Rat geschaffen, denn das Standesamt fehlte ebenfalls nicht.

In später Nachtstunde kam endlich der Vorsitzende der Landesgruppe Norddeutschland, Landsmann Pudelfo. Nach einer herrlichen Begrüßung durch den ersten Vorsitzenden Herof hielt auch Landsmann Pudelfo eine Ansprache an alle



# Schützt deutsches Land vor polnischem Macht Hunger!

Erschienenen. Auch hier lohnte den Redner ein reicher Beifall und der Dank des 1. Vorsitzenden.

Auch wird den beiden Tänzern der Ortsgruppe, Fräulein Kube und Partnerin, für den so schön vorgeführten Bauern- tanz gedankt. Je später es wurde, desto lustiger war es. Bis in den frühen Morgen hinein war man beisammen, bis um 4 Uhr die Polizeistunde ein energisches Halt gebot. Das Fest wird allen, die es besuchten, in schönster Erinnerung bleiben.

Am 8. Januar findet die jährliche Generalversammlung statt. Vorstandswahl. Vollzähliges Erscheinen erwünscht.

Am 11. Januar findet, ebenfalls in Büttners Festsälen, Schwedler Straße 23, unser 3. Stiftungsfest statt.

Robert Herok, Malermeister, 1. Vorsitzender, Berlin N 58, Lybener Straße 110.

**Ortsgruppe Norden II. Oberschl. Heimatabend am 4. 12. 24.**

Trotz der bevorstehenden Reichstagswahlen, trotz des nahen Weihnachtsfestes, war der 1. Heimatabend nach den Wirren der Inflationszeit sehr gut besucht. Regen Anteil bedeckten die übrigen Berliner Ortsgruppen, die in ihrer Mehrzahl durch Abordnungen vertreten waren. Auch die Landesgruppe, die Zentralleitung der B. B. u. O., der Oberschl. sische Hilfsbund, hatten Vertretungen entsandt. Die Ortsgruppe selbst überraschte alle Anwesenden durch ein großzügiges Programm.

Der schöne Festsaal des Hotels „Nordischer Hof“ bot durch ein von Landsmann Landmesser Wilczek kunstvoll zusammengestelltes Blumenarrangement einen herzerquickenden Anblick. Feststimmung durchwehte die Räume.

Bewegt folgten die Anwesenden dem ergreifenden Prolog des Landmanns, Kriminalbeamten Kozurek, der uns die Nöte und Bedrängnisse unserer Brüder jenseits Deutsch-Oberschlesiens zitierte. Zwei ober-schlesische Lieder für Tenor, künstlerisch von Landsmann, Kaufmann Brjka, gesungen, verkörperten gewissermaßen das Melodram des Prologs. Reicher Beifall lohnte den Vortragenden. — Das erste der Lieder, „Der Oberschlesier in der Fremde“, Gedicht von M. Heinzl, Musik von B. Schmidt, rief wehmütige Sehnsucht nach der Heimat wach. Und dann eine Überraschung: Unser 1. Vorsitzender, Landsmann Obertelegraphen-Sekretär Grabka, wartete mit einer eigenen Dichtung und Komposition, dem zweiten Liede, betitelt: „Mein Oberschlesien!“ Oberschlesier-Hymne, auf. Der zeitgemäße Text, die volkstümlichen Melodien, lösten spontanen Beifall aus, der sich noch mehr steigerte, als Landsmann Grabka für die Anerkennung seines Werkes dankend vor die Rampe trat. Hoffentlich findet das schöne Lied gebührende Verwendung entsprechend seiner Bestimmung als ober-schlesische Hymne bei landsmännischen Veranstaltungen. Auszugsweise sei hier die dritte Strophe wiedergegeben:

Essen lohen, speien Feuer, dröhnend hämmert Menschenkraft;  
Deutscher Geist und deutsches Können, hab'n dieses Werk geschaffen.

Nimmer wollen wir's vergessen: „Ist geraubt das Mutterland“.

Hört Ihr Brüder dort, Ihr Schwestern unser'n Freiheitslied;  
„Heimat! Halt aus an der Ober Strand,  
Bleibst ungeteilt ewig deutsches Land!“

Ein allerliebster Tanzduett: „Abylle passionelle“, getanzt von Fräulein Hella Grabka und Elli Wessel, folgte als Programmfortsetzung. Die kleinen Tänzern ernteten reichen Beifall und je eine Blumenpende.

Den Höhepunkt des Abends bildete das Auftreten des Violinvirtosen, Herrn Kammermusiker Weidemann. Die richtige Kombination mit dem Wesen der Veranstaltung bewirkte er durch die Wahl seiner Vorträge: Präludium von Joh. Seb. Bach, Träumerei von Schumann, Gavotte von Goffec und Deutscher Tanz. Fräulein Lu Weidemann, die Tochter des Künstlers, schmiegte sich feinfühlernd mit ihrer Klavierbegleitung den delikaten Vorträgen an. Atemlos lauschten die Anwesenden dem seltenen Kunstgenusse, und stürmische Anerkennung wurde beiden Künstlern zuteil, Fräulein Lu Weidemann außerdem ein prächtiger Blumenstrauß. Herr Weidemann, obwohl kein Oberschlesier, hat aus Sympathie für unser so geräumtes Oberschlesien seine Kunst in lebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt. Nicht zuletzt ist es

auch das Verdienst des Landsmann Wilczek, durch dessen bestehende Freundschaft mit dem Künstler das Auftreten zustande gekommen ist.

Unsere beiden kleinen Tänzern erfreuten noch durch einen Matrosentanz und Landsmann Schröder, eine Kapazität auf dem Gebiete des Humors, entseesselte wahre Lachsalven.

Nachdem der 1. Vorsitzende, Landsmann Grabka, in sinniger Weise die Bedeutung des Heimatlandes schilderte, nahm er die Gelegenheit wahr, allen Anwesenden für das Erscheinen den Vortragskünstlern aber für ihren an den Tag gelegten Eifer zu danken. Herr Pudelfo, Vorsitzender der Landesgruppe, wünschte der Ortsgruppe eine gesunde Weiterentwicklung. Der darauf folgende Ball, die Blumenverlosung, hielten die Anwesenden bei frohester Stimmung in heiterer Laune noch manche Stunde zusammen. B.

**Achtung! Mitglieder der Ortsgruppe Norden 3.**

Die Geschäftsstelle unserer Ortsgruppe befindet sich jetzt in der Wohnung des 1. Vorsitzenden, Landsmann Richard Wasylawczyk, Schulstraße 53, vorn 3 Treppen.

Die Mitgliedsbeiträge sind zu entrichten bei jeder Versammlung sowie bei dem 1. Kassierer, Landsmann H. Glombiga, Sparrstraße 24, Quergeb. II, wie auch bei den Hauskassierern: 1. Frau und Fräulein Stabenow, Brüsseler Straße 13, Quergeb. 4 Tr.; 2. Landsmann Paul Stehr, Schulstraße 107, Siffl. ptr.; 3. Frau Klemke, Riutichoustr. 4, vorn IV; 4. Landsmann Franz Kremser, Hennigsdorfer Straße 26 bei Scheibe; 5. Fräulein Emma Kollar, Schönwalder Straße 28, v. ptr.; 6. Landsmann Hobeisel, Hochstraße 53 bei Arndt und bei dem 1. Schriftführer, Landsmann Georg Stengert, Seestraße Nr. 119.

Unsere Heimatzeitung „Oberschlesien“ sowie der soeben erscheinene Heimatkalendar für 1925 sind bei allen Obengenannten zu haben.

Unsere neuen, für das ganze Reich einheitlichen Vereinsabzeichen sind beim 1. Kassierer, Landsmann Glombiga, bei jeder Versammlung sowie in seiner Wohnung (s. o.) zum Preise von 1 Mk. pro Stück erhältlich. Da jedes Mitglied, auch nach außen hin, seine Mitgliedschaft zu den B. B. u. O. dokumentieren soll, bitten wir, daß die Mitglieder zu jeder Versammlung mit dem Vereinsabzeichen erscheinen.

Die nächste Mitgliederversammlung, zu der auch alle Freunde und Gönner unserer Ortsgruppe herzlichst eingeladen werden, findet am Sonntag, den 25. Januar, nachmittags 4 Uhr, in unserm altbewährten Lokal, wo es gutgepflegte Biere und gute ober-schlesische Schnäpse gibt, in der Versuch- und Lehrbrauerei, Seestraße Ecke Amrumer Straße, statt. Der Vorstand. J. A.: G. Stengert, 1. Schriftführer.

**Ortsgruppe Berlin-Osten.** 1. Die Untergruppenversammlungen finden an folgenden Tagen statt: Postbezirk D 27 am 2. 1., Grüner Weg 83, bei Schulze; Postbezirk D 17, am 7. 1., Fruchstraße 30, bei Schwalb; Postbezirk D 112, am 10. 1., Samariterstr. 8, bei Schonak. Die Mitglieder werden gebeten, vollzählig zu erscheinen. Tagesordnung in allen Bezirken: Vorschläge zur Vorstandswahl, Wahl der Bezirksführer und Vertrauensleute.

2. Am Montag, den 12. Januar, abends 8 Uhr, Vorstandssitzung im Restaurant Koppenstraße 68, mit Vertrauensleuten und Kommissionsmitgliedern. Die neu vorgeschlagenen Vorstandsmitglieder, Bezirksführer und Vertrauensleute nehmen an dieser Sitzung teil.

3. Am Dienstag, den 13. Januar 1924, abends 7½ Uhr, Generalversammlung in den Andreas-Festsälen, Andreasstraße 21, Großer Saal.

Tagesordnung: 1. Geschäftsbericht. 2. Kassenbericht. 3. Bericht der Revisoren. 4. Einführung eines Sterbeumlageverfahrens. 5. Satzungsänderungen. 6. Wahl des gesamten Vorstandes. 7. Wahl des Bannerträgers und 2 Junker. 8. Gründung eines Gesangsvereins (gem. Chor). 9. Verschiedenes.

Alle Mitglieder werden diesmal gebeten, an dieser Generalversammlung teilzunehmen.

Z e d o r n y, Königsberger Str. 33, III v.

**Ortsgruppe Richtenberg.** Am Sonnabend, den 17. Januar 1925, hält die Ortsgruppe ihre Jahres-Generalversammlung im Restaurant Schwarz, Möllendorffstraße, ab. Tagesordnung wird in der Versammlung bekanntgegeben. Der Wichtigkeit der Tagesordnung wegen, u. a. Jahres-Rechnungslegung und Stand der Organisation der Ortsgruppe, erlangen wir alle Mitglieder und Freunde Oberschlesiens, recht zahlreich zu erscheinen. Der Vorsitzende F. Cassa f.

Die Ortsgruppe Bezirk 12 (Steglich) hält am Dienstag, den 6. Januar 1925, abends 8 Uhr, im Restaurant zum Paffenhofer in Steglich, Breite Straße, ihre Jahresversammlung ab. Tagesordnung: 1. Bericht des Vorstandes über das abgelaufene Jahr. 2. Entlastung des Vorstandes. 3. Neuwahl des Vorstandes. 4. Verschiedenes.

**Altona a. E., 16. 12. 1924.** Die Ortsgruppe Altona des Vereins heimat treuer Oberschlesier hielt am Sonntag Nachmittag im Pabst'schen Gesellschaftshause eine Weihnachtsfeier ab, welche in allen Teilen glänzend und vornehm vorbereitet war. Nach einleitendem Musikstück begrüßte der Vorsitzende, Justiz-Obersekretär Boczonet, die Anwesenden und Gäste, wies auf das Fest sowie die oberschlesische Heimat hin und schloß mit vaterländischem Appell an die Mitglieder im Sinne der Ziele des Verbandes. Dann sprach Fr. Friedrichs einen von A. Tholud gedichteten Prolog, worin der oberschlesischen Heimat in warmen Worten gedacht wurde. Hieran schlossen sich eine Anzahl sehr geschickt von Herrn Wendel einstudierter Kinderszenen, in denen Oberschlesien und sein Schicksal würdig Erwähnung fand.

Dann folgten Deklamationen und Tänze von Kindern. Gegen 60 Kinder beiderlei Geschlechts nahmen an Tafeln im Saale Platz und wurden mit Kaffee und Kuchen reichlich bewirtet, sowie nach dem Lose mit Geschenken aller Art bedacht. Mit Weihnachtsliedern, von Groß und Klein gesungen, trug man der allgemeinen Feststimmung Rechnung und schließlich wurde getanzt. Das Fest verlief in allen Teilen glänzend, wie es geplant und durchgeführt wurde.

A. Tholud.

Die Ortsgruppe Marl i. Westf. bittet um Veröffentlichung des nachfolgenden Schreibens:

An das Reichsentschädigungsamt für Kriegsschäden  
Berlin SW 68

Die Ortsgruppe Marl i. Westf. der V. B. h. D. erhebt schärfsten Widerspruch gegen die Verfügung über Darlehensgewährung durch das Reichsentschädigungsamt an bereits abgefundene Geschädigte zu Neugründung oder Sicherung ihrer gefährdeten Existenz.

Nach den Ausführungen dieser Verfügung sind die bereits gezahlten Entschädigungen als soziale Unterstützung dargestellt.

Da die Verfügung zur Erlangung des Darlehns den Sachschaden von 20 000 (Zwanzigtausend) Friedensmark (bei Kriegsbeschädigten auch weniger) als Grundlage gibt, ist der Mehrzahl zusammengebrochener kleiner Existenzen wie Handwerker und Arbeitnehmern die Möglichkeit nicht gegeben, sich die Verfügung zu ihrem Fortkommen zunutze zu machen. Da schon bereits aus den Härtefonds B und C eine große Anzahl Geschädigter dieser Kreise nicht genügend bedacht wurde, erheben wir gegen diese Verfügung mit all ihren Härten gegen die kleinen Existenzen den schärfsten Protest.

Die Forderungen der Sicherheit sind für unsere Flüchtlinge unannehmbar. Es ist nicht möglich, diese in der Form durchzuführen, da alle Flüchtlinge als Fremde in ihre neue Heimat eintreten und in der kurzen Zeit ihres Hierseins nicht in die Lage versetzt werden, die Frage der Sicherheit in der gewünschten Form zu lösen.

Zur Begründung führen wir an, daß sich die weitaus größte Anzahl der Flüchtlinge unserer Ortsgruppe aus dem Arbeitnehmerstande zusammensetzt, die aus ihren ehemaligen Berufen herausgerissen und dem Bergbau zugeführt wurden. Dieses hat sich insofern als schädigend erwiesen, als infolge Unkenntnis des erfaßten schweren Berufes eine Anzahl von ihnen an Leib und Gesundheit Schaden erlitten und der Verelendung preisgegeben wurden. Durch Gründung ihres neuen Hausstandes legten sich alle die größten Entbehrungen auf. Die gezahlten Entschädigungen trugen diesem Zustande keine Rechnung. Wir fordern eine Aenderung der zur Erlangung eines Darlehns gestellten Bedingungen, so, daß die Möglich-

keit vorhanden ist, auch Geschädigte, deren Sachschaden die angegebene Höhe nicht erreicht, entsprechend ihrem Schaden bedacht und damit in die Lage versetzt werden, in ihre gewesenen Verhältnisse zurückzukehren.

J. A.: gez. Krawiech.

**Ortsgruppe Schweidnitz.** Die am 3. Dezember 1924 stattgefundene Monatsversammlung war außergewöhnlich stark besucht. Eine stattliche Anzahl Mitglieder der früheren Ortsgruppe waren auf Grund einer schriftlichen Aufforderung, ihre Mitgliedschaft zu erneuern, zu diesem Zweck erschienen. Nach der Begrüßung durch den 1. Vors., Herrn Lipp, wurde zur Erledigung der Tagesordnung geschritten. Unter „Eingänge“ gelangten u. a. auch die wichtigsten Bestimmungen aus dem deutsch-polnischen Abkommen über Staatsangehörigkeit und Optionsfragen, welche auch in dem leider erst zu spät eingetroffenen Verbands-Organ „Oberschlesien“ enthalten sind, zur Kenntnisnahme der Versammlung. Die eingetroffenen neuen einheitlichen Verbandsabzeichen gelangten zum Preis von 0,80 Mark zur Ausgabe. Zu Punkt 3 „Weihnachtsfeier“ gab der 1. Vors. in kurzen Worten Kenntnis von der am 15. Dez., abends 7 Uhr, im Saale der Landsmännin Frau Czernetzky (Stadt Breslau) stattfindenden Weihnachtsfeier mit Einbeziehung bedürftiger Mitglieder, darunter der zahlreichen Flüchtlings-Familien, sowie im weiteren der Kinder aller Mitglieder. Die Vorarbeiten sind vom Unterstützungs-Ausschuß, gemeinsam mit dem Vorstand in Angriff genommen und bittet der Vorsitzende, denselben volles Vertrauen entgegenbringen zu wollen. Unter Punkt 6 Verschiedenes entspann sich zunächst eine lebhaftere Debatte über Entschädigungs-Fragen, mit dem Resultat, daß der Vorstand beauftragt wird, die Zentraleitung zu ersuchen, die Ortsgruppen von irgendwelchen Aenderungen der Verordnungen unverzüglich in Kenntnis zu setzen. Schriftführer i. V. Dittrich gab Kenntnis von einem in den hiesigen Tagesblättern erscheinenden Inserat, nach welchem Flüchtlingen zur Erledigung bzw. Beschleunigung ihrer Entschädigungs-Ansprüche Rat und Hilfe angeboten wird. Redner warnte vor eventl. Ausbeutung und betonte, daß die V. B. h. D. die zuverlässigste und einflußreichste Instanz sei, welche als Interessen-Vertretung der Flüchtlinge in Frage kommt. Der 1. Vors. teilte im weiteren mit, daß die nächste Versammlung als Jahres-Hauptversammlung am 12. Januar 1925 im Vereinslokal stattfinden wird. Anträge zu derselben sind bis zum 1. Januar 1925 beim Vorstande einzureichen. Da sonstige Anfragen nicht erfolgten, schloß der 1. Vors. die Versammlung um 10 Uhr. Musikalische Unterhaltung durch Fr. Czernetzky hielt die Mitglieder noch einige Stunden zusammen.

Der Schriftführer. J. B.: Dittrich.

**Ortsgruppe Schwerin (Meckl.), den 14. Dezember 1924.** Die Ortsgruppen Schwerin und Görries (Flüchtlingsheim) veranstalteten wenigstens zweimal im Jahre gemeinsame Feiern: im Advents- bzw. Weihnachtsfest und den Gedentag der Abstammung am 20. März.

Im März gedenken sie des Erfolges der Abstimmung trotz aller Härten der Abstimmungsbedingungen und des Misserfolges durch den Fehlspruch des Völkerbundes in durch Lage, Wirtschaftsleben und Volksart einheitliche oberschlesische Heimat willkürlich zerschnitt und den wertvollsten Teil der „toleranten“ Republik Polen zusprach. Sie gedenken der alten Heimat als des Vaterlandes eines Gustav Freytag und eines Joseph von Eichendorff, aber auch der neuen Heimat, des Vaterlandes eines Blücher und Moltke. Sie erinnern sich der idealen Aufgabe der V. B. h. D., unentwegt dafür einzutreten, daß Ost-Oberschlesien mit dem deutschen Mutterland dauernd wieder vereinigt wird; Ap ewig ungedeckt!

Heute fand in dem stimmungsvoll geschmückten Saale des Restaurants „Marienhöhe“ eine schöne Advents- bzw. Weihnachtsfeier statt unter den Lichtern von Tannenbäumen. Für die Kinder war Bewirtung und Bescherung vorgesehen dank der opferwilligen Gefeisfreudigkeit hochherziger Gönner und mehrerer Schweriner Firmen, für die Erwachsenen eine Verlosung. Musikalische, deklamatorische Darbietungen und Gesangs-vorträge sowie lebende Bilder, erfreuten die zahlreich erschienenen Mitglieder und Gäste. Studienrat i. A. Prof. Dr. Warnde, bereinst in Myslowitz, führte aus, wie die Zeit der Winter Sonnenwende schon im heidnischen Altertum gefeiert worden sei. Die Feuerstöße auf den Höhen seien ein Sym-

bol des Sieges des Tages über die Nacht, des Lichts über die Finsternis. Das Christentum habe das ewige Licht leuchten lassen in das Dunkel der Welt. Christ sei geboren, uns zu „Kindern des Lichts“ zu machen und von der Knechtschaft der Sünde zu erlösen. Die Kirche habe (seit Justinian) das heidnische Dulfest zum Christfest erklärt. Welch ein Segen sei das Christfest mit seinem Lichterglanz und dem Gesange

prächtiger Weihnachtslieder geworden für das deutsche Haus, das deutsche Volk, dies Fest gebender und nehmender Liebe, des Glaubens und der Hoffnung! — Möchte auch über dem Dunkel der Gegenwart für unsere Heimat Oberösterreichs dereinst wieder leuchten das Licht der Gerechtigkeit und es, wenn es des allmächtigen Gottes, des Lenkers der Geschichte, heiliger Wille sei, seine deutsche Einheit wieder erlangen! —

## Bücherecke.

**Die blaue Blume.** Ein Büchlein von romantischer Kunst und Dichtung von Cajetan Schwab. Mit 50 meist ganzseitigen Illustrationen und 4 farbigen Beilagen. Geb. 9 M.

Es ist uns wohl bekannt, daß die stillbescheidene blaue Blume der Romantik bei nicht wenigen modernen Menschen in Verruf gekommen war. Die groteske und laute Mannigfaltigkeit der Orchideen steht ihrem Empfinden näher. Und doch blüht die blaue Blume unverwelkt fort im Herzen unseres deutschen Volkes, und gelingt es den Widerjachern, eine Blüte auszureißen, gleich wachsen zwei andere nach. Es liegt hierin keine Wertung, sondern nur Feststellung einer Tatsache. Und in anbetrach dieser Tatsache ist es gewiß keine verwegene Prognose, wenn wir diesem schmuden Büchlein einen erfolgreichen Weg vorauslagen. Das Klingeln und Glodenläuten, das aus ihm tönt, wird Tausende anlocken und lauschen machen auf das, was unsere Groß- und Urgroßeltern beglückt und auch die Tugend der meisten von uns verkörpert hat. Wie süße Kindheitsträume steigt es vor uns auf, wenn wir den Worten der Novallis, Eichendorff, Mörike lauschen, und wenn die lieben Märchenbilder der Schwab und Steinle, die vom Sauche Gottes durchwehten Landschaften Caspar David Friedrichs, die taufischen und naturtrohen Zeichnungen Richters, die phantasieerfüllten Amrisse Führichs, die ernststen und formmächtigen Kompositionen Reihels leise mahnen an den Vorfürten unserer Seele stehen, daß sie weit werde und froh und anhängig. Um das Ganze hat Cajetan Schwab, bekannt durch seine schönen und weitverbreiteten Schießbüchlein, einen blumendurchwirkten Eichenkranz gelegt. Die Grundzüge der romantischen Seele haben an ihm einen liebevollen und sprachgewandten Ränder gefunden.

**Der heilige Franz von Assisi.** Von Heinrich Federer. Mit 7 farbigen Bildern von Fritz Kunz und 11 Federzeichnungen von demselben. 3. Auflage. Geb. 10 M.

Als Heinrich Federer den schwungvollen Text zu dem vorliegenden Franziskusbuch schrieb, war er noch nicht der berühmte Mann, der er heute ist. Und doch ist dieser Text in seiner farbenglühenden und empfindungsreichen Sprache das Wert eines völlig ausgereiften Dichters, ja, wie es so oft bei künstlerischen Erstlingsgaben der Fall ist: die gemütvollste Wärme dieser knappen und wohlgerundeten Prosaabichtungen wurde auch später nicht mehr übertroffen. Sie sind Meisterwerke literarischer Kleinkunst. Nicht minder vollendet sind die Bilder, die der Schweizer Maler Fritz Kunz für das Buch geschaffen hat, die Gemälde sowohl, die sich in sehr schönen farbigen Wiedergaben finden, wie die markigen Federzeichnungen. Kunz hat später für Kirchen große Aufgaben monumentaler Art glücklich gelöst, aber eine solche Zartheit und Innigkeit, vermählt mit Kraft und großem Zug, dürfte er später nicht wieder erreicht haben. Entsprungen aus tiefem Einleben in Persönlichkeit und Umwelt des Heiligen, dessen 700 jährigen Todestag wir im Jahre 1926 feiern werden, angewärmt von seiner sinnigen Frohnatur und vom Glanz der italienischen Sonne, sind diese Bilder die volkstümlichste Schöpfung des Meisters geworden. Solche Bücher dürfen darum nicht sterben, und wenn heute wieder eine neue Auflage in die Welt geht, dann freuen wir uns unverwüßlicher Jugendkraft, die in dem Buche lebt und friedverklärte Liebe zu Gott und seiner geschaffenen Kreatur in die Seele strömen läßt.

**Walter von Molo. Gesammelte Werke.** In drei Bänden (über 2500 Seiten) auf feinstem holzfreiem Dünndruckpapier. 1. bis 10. Tausend. Umschlag- und Einbandzeichnung von Prof. Walter Tiemann. Preis gebest 30,— Goldmark, in drei Leinenbände gebunden 45,— Goldmark. Verlag von Albert Langen in München.

Auf diese Gesamtausgabe der Werke von Molo haben viele erwartet. Gehört dieser Dichter doch, und mit Recht, zu den erfolgreichsten und trotz seinem hohen literarischen Rang volkstümlichsten unter der heute lebenden Schriftstellergeneration. — Franz Camillo Mund sagt in seinem sechsten erschienenen Buche „Walter von Molo. Der Dichter und das Leben“, daß in Walter von Molo einer langen Kette von einst über

ganz Europa verbreiteten Familienlinien einem alten Geschlecht sein edelster Sproß, ein seltenes Glied eingefügt wurde, „dessen Bestimmung sein sollte, seinem Volke, der Menschheit, ein Führer aus den Niederungen des materialistischen Lebens hinauf in die himmelüberblaute, sonnendurchleuchtete Anendlichkeit letzter Menschheitssehnsucht zu werden“. Und weiter nennt Mund Molo gesamtes Werk „ein unzertrennbares Ganzes, das unentwegt Werden einer trotzig behaftenden, tief religiösen, einer wirklich heldenhaften Weltanschauung, die dauernder Kampf, dauernde Bewegung ist. Epos und Drama, Gegenwart und Historie, sie laufen dauernd nebeneinander in Molo. Von Entwicklungskreis zu Entwicklungskreis wird das Schaffen dieses Dichters tiefer; immer aber bleibt er seinem Kurs, den Sternen zu, getreu, gleich einem erprobten Steuermann. . . Das fortgesetzte Wandern der Form, die Abwechslung von episch und dramatisch ist eine große Stärke des Dichters, der dadurch stets ein neuer ist und nie in die Gefahr kommt, eine besondere Form für sich in Anspruch zu nehmen; ihm ist die Form in dem Inhalt eingeschlossen: jeder neue Inhalt bedingt ihm seine eigene Form. . . Faßt man Molo's Schaffen von Anfang 1908 zusammen, so blüht man auf ein immer be-reiteres, immer erfolgreicheres Ringen, den Idealen der Menschheit näher und näher zu kommen, über Schicksale und Schmerzen den Weg zum reinsten Menschentum zu gehen, den Geist in kosmischen Grenzen suchend und findend.“ — Daß Mund mit seinem begeisterten Urteil recht hat, beweist diese Gesamtausgabe auf das schönste und schlagendste. Wohl selten hat ein Dichter in verhältnismäßig so jungen Jahren ein Lebenswerk von solchem inneren Reichtum und, bei aller Mannigfaltigkeit, solcher Geschlossenheit vor sein Volk hinstellen können. Ein Blick auf den Inhalt dieser stattlichen drei Bände zeigt das jedem, der sehen will, ohne weiteres. Der erste Band bringt die beiden Versbücher „Sprüche der Seele“ und „Zugen des Seins“ (bisher nur in einer Luxusausgabe zugänglich), sowie den großen „Schiller-Roman“, dessen vier Teile längst ein lieber Besitz unseres Volkes geworden sind. Im zweiten Bande finden wir die Sammlung der geschichtlichen Novellen „Im Schritt der Jahrhunderte“ und die modernen Novellen unter dem Gesamtittel „Im Zwielicht der Zeit“ mit dem „Roman meines Volkes“ vereinigt, der aus den drei Romanen „Friedericus“, „Luise“ und „Das Volk“ bestehenden gewaltigen Trilogie, die Molo bisher den größten und breitesten Erfolg brachte. Der dritte Band enthält, unter dem Titel „Die Liebes-Symphonie“ zusammengefaßt, die vier kleinen modernen Romane, ferner die fünf modernen dramatischen Werke Molo's, die alle Gattungen vom erschütternden Drama bis zum graziösen Lustspiel umfassen, und endlich Molo's neuestes Werk, den modernen Roman „Auf der rollenden Erde“, von dem Franz Camillo Mund sagt: „Es schwingen reinste Empfindungen edelster Menschengüte und eines Allesverstehens durch jede Zeile der „rollenden Erde“, tiefste Ergriffenheit und Selbstbesinnung im Herzen des Lesers weckend; man kann dieses Buch nicht ausschöpfen; man muß es lesen, zweimal, dreimal, immer wieder wie eine Bibel.“ — Der Verlag von Albert Langen hat es sich zu besonderer Ehre gereichen lassen, den bedeutenden Inhalt dieser drei Bände in ein entsprechendes Gewand zu kleiden. Der gute klare Druck in der schönen Angerstrukt auf feinem, holzfreiem Dünndruckpapier, die schlicht geschmackvollen, vornehm soliden Ganzleinenbände, machen diese Ausgabe äußerlich zu einem Schmuck jeder Hausbücherei, gleich wie ihr Inhalt sie unentbehrlich für jede Bibliothek macht, die wirklich das Beste der Literatur unserer Zeit in sich vereinen will.

**Das Flammenhaus.** Von R. Kurpiun (Dt. Verlagsanstalt Stuttgart).

Das oft angewandte Motiv von der Ruhelosigkeit, die ein böses Gewissen verleiht, ist in diesem Buch in interessanter und fesselnder Form ausgeführt. Im Mittelpunkt steht ein Mann, der in seiner Jugend gefehlt und die Heimat verlassen hat. In ernster und schwerer Arbeit versucht er, in der Fremde festen Fuß zu fassen und sich ein neues Leben aufzubauen. Aber er bleibt freudlos. Alle äußere Anerkennung,

alle Freundschaft, die er erfährt, ja nicht einmal die Liebe seiner Frau, vermögen den Schatten von seiner Seele zu bannen. Er findet den Frieden erst, nachdem er sich freiwillig dem Richter gestellt und seine Schuld bekannt hat. Das Buch kann unseren Lesern nicht warm genug empfohlen werden.

**Der Ruf der Felder.** Von Bruno Arndt, erschienen in der Geschäftsstelle der „Grünen Bücher“, Potsdam.

Es ist eine höchst dankenswerte Aufgabe, die sich der Herausgeber der „Grünen Bücher“, Herr Dr. M. Fischer, gestellt hat: Für wenig Geld (für 1,20 M. frei Haus) weitesten Bevölkerungsschichten gute Lektüre zu vermitteln. Nach dem zu urteilen, was bereits erschienen und in Vorbereitung ist, kann man die Absicht wohl als gelungen bezeichnen. Wir begrüßen das Erscheinen dieser Bücher besonders im Hinblick darauf, daß auch oberöchl. Schriftsteller vertreten sind und hoffentlich in Zukunft noch mehr sein werden. Das vorliegende Werk von Bruno Arndt gehört gewiß zu den besten Schilderungen oberöschlesischen Volkslebens, die wir besitzen. In einfachen Worten, ohne jedes Pathos und doch ungeheuer packend, läßt der Künstler das Familienleben eines Kleinbauern vor uns erstehen, in dessen Mittelpunkt das Schicksal der jüngsten Tochter steht. Die Liebe zur Scholle ist es, die im wechselnden Lebensgang schließlich den Sieg davonträgt. Weber die Arbeit in der Hütte, noch das bequemere Leben in der Stadt vermögen dem Mädchen das Gefühl von Freiheit und Sicherheit wiederzugeben, das es durch einen Fehltritt verloren hatte. Nur in der engen Verbundenheit mit der Natur sucht und findet sie endlich die sittliche Größe, die sie

über die Kritik der Dorfbewohner hinaushebt und ihr den Mut gibt, das Leben wieder zu lieben und durch Arbeit wertvoll zu machen.

Louise von Francois: „Stufenjahre eines Glücklichen“ (Verlag von Philipp Reclam-Leipzig).

Zu den besten deutschen Romanschriftstellerinnen gehört ohne Zweifel Louise von Francois. Ihre Werke sind leider nicht zahlreich, sollten aber in keinem deutschen Hause fehlen. Das vorliegende Werk ist ein Erziehungsroman im besten Sinne des Wortes. Der Held ist ein armer Häuslersohn, der zehnte in seiner Familie, der Dezimus oder Dezem, wie man ihn nennt. Ein freundliches Geschid führt ihn gleich nach seiner Geburt in das Haus des Ortsgeistlichen, in dessen Familie er als einziger Knabe neben sieben Töchtern erzogen wird. Rein äußerlich betrachtet, verläuft sein Leben ohne Hindernisse. Er studiert Theologie und Astronomie und fühlt sich seinen Pflegeeltern und Geschwistern aufs Innigste verbunden. Die Schriftstellerin zeigt sich in der Schilderung dieser Familiengeschichte als Meisterin der Erzählkunst. Trotz seines erheblichen Umfangs fesselt uns das Buch von Anfang bis zum Schluß und nicht zum wenigsten deshalb, weil der oft sehr ernste Inhalt von einem sonnigen Humor und einer Lebensweisheit durchleuchtet wird, die besonders nachdenkliche Menschen entzücken werden. Anziehend und wertvoll wird der Roman auch durch das historische Moment, das in den Krieg von 1866 hineinspielt, allerdings von der Verfasserin nur als Illustration zur Geschichte des Helden benutzt wird. Das Buch bietet eine Fülle von Anregungen und kann nur wärmstens empfohlen werden.

## Rätsel.

### Lösungen der Rätsel aus voriger Nummer:

**Zahlenrätsel:**

Bismarckhütte (Barbara, Jser, Sarasate, Maase, Abraham Reuter, Caesar, Katscher, Herbst, Ujest, Eberesche, Tschelke, Treitschke, Erasmus.)

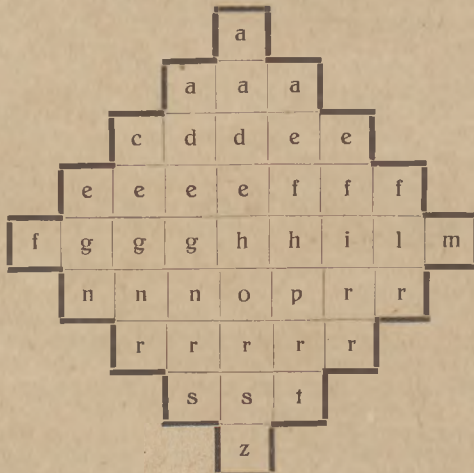
**Rätselsprung:**

Fern von gebildeten Menschen am Ende des Reichs, wer hilft Euch Schätze zu finden und sie glücklich zu bringen ans Licht?

**Streichholzrätsel:** Reisse

**Charade:** Bank, Note, Banknote.

### Diamantenrätsel.

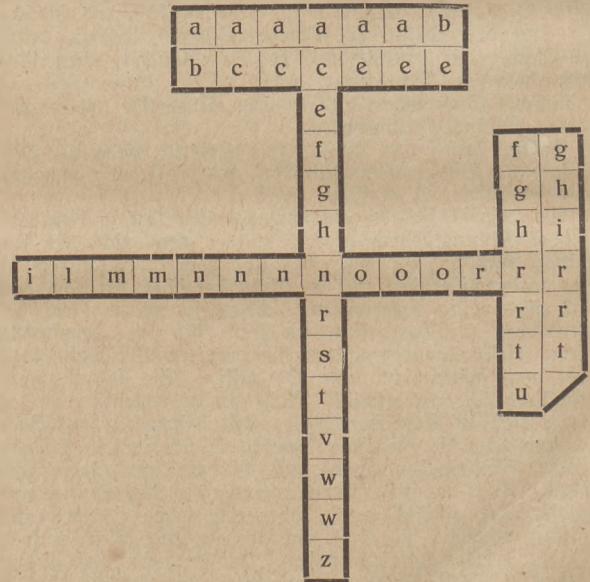


Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen ergeben:

1. Mittlaut.
2. Körperteil.
3. Metall.
4. Gewürz.
5. Eine um die Entwicklung D.=Schl.'s hochverdiente Person.
6. Tonstück.
7. Ind. Gottheit.
8. Wurfgeschöß.
9. Mittlaut.

Die mittlere senkrechte Reihe ergibt denselben Namen wie die mittlere wagerechte. J. S.

### Spaltenrätsel.



Die in der vorstehenden Figur enthaltenen Buchstaben sind so zu ordnen, daß 6 Worte gebildet werden können, und zwar:

Die senkrechten Reihen dieser beiden Werkzeug-Figuren (Hammer und Schlägel) nennen die Namen von 2 oberöschlesischen Kohlengruben; die wagerechten Reihen des Hammers nennen 1. den Titel eines höheren Bergwerksbeamten 2. den Namen eines bedeutenden oberöschlesischen Industrieortes, während die beiden wagerechten Reihen des Schlägels zwei oberöschlesische Produkte bezeichnen. Bl.

### Zeitgemäß.

Ein Fürwort ist es allemal —  
Im dritten wie im vierten Fall.  
Zum Dreschen ist bestimmt das Zweit',  
Man kann' es schon in alter Zeit. —  
Das Ganze ist hoch auf dem Dach,  
Doch öfters auch in dem Gemach. —

ß-n.

# Zur Unterhaltung

## Solobäder.

„Nun, Frau Neureich, haben Sie schon Pläne für die neue Sommerreise gemacht?“

„Ach ja, wir müssen nach Kreuznach gehen, der Arzt hat meinem Mann Solobäder verordnet!“

(Frankf. III. Btg.)

## Radio.

„Du sprichst ein merkwürdiges Englisch, stellenweise ganz unverständlich.“

„Hm, ich habe mein Englisch per Radio gelernt. Sollte ich etwa die Nebengeräusche mitgelernt haben.“

Oberschl. Volksstimme

## Volksmund.

„Onkel, was ist denn bei Dir entzwei?“

„Nichts. Wieso?“

„Papa sagte doch neulich, er hätte Dich mal wieder ordentlich geleimt.“

Oberschl. Volksstimme

## Schiere.

Direktor: „Wieviel Rollen hat das Stück, Albina?“

Direktorin: „Ach, du lieber Gott. Einundzwanzig Rollen.“

Direktor: „Da brauchen wir ja wenigstens sechs Personen!“

Oberschl. Volksstimme

## Ruffschneider.

Maz: „Nu, Moriz, kannst du auch tüchtig hochspringen?“

Moriz: Lind ob! Ich kann sogar so hoch springen, daß ich in der Luft ordentlich Langeweile kriege!“

(Frankf. III. Btg.)

## Kindermund.

Hänschen: „Großpapa, der Onkel hat gesagt, du feiest eine Leuchte der Wissenschaft!“

Professor: „Aber warum sagst du mir das, mein Junge?“

Hänschen: „Weil ich dich gern mal leuchten sehen möchte?“

Oberschl. Volksstimme

## Der Orden.

Dr. Krugert

Wie schön ist doch ein Ordensband,  
wenn es sich um das Knopfloch spannt.  
Es macht die Brust so voll und reich;  
und sind dazu die Farben weich,  
ist ein Genuß es dem Aestheten,  
so vor den Spiegel hinzureten.  
Er mustert sich vom Fuß zum Scheitel . . .  
und wird zum Schluß noch etwas . . . eitel.  
„Denn“, sagt er mit der Logik Schärfe  
und künstlerisch geschwungener Verve:  
„Der Orden ist der Dank vom Staat  
für eine rühnenswerte Tat.“  
Und kommt zum konkludenten Schluß,  
daß er Verdienste haben m u ß.

# KAUFT

unseren

## Oberschlesischen Heimatkalender

Er enthält ausser dem mit ober-schlesischen Städtebildern geschmückten Kalendarium Novellen bester Heimatschriftsteller,

Aufsätze über Industrie, Astronomie, Lebensbilder hervorragender Landsleute sowie Gedichte, Rätsel, ein Verzeichnis der Flüchtlingsgruppen u. a. m.

Zu beziehen zum Preise von 1 Mk. bei der  
Geschäftsstelle des Oberschlesischen Hilfsbundes,  
Berlin NW 52, Schloss Bellevue

Für Ortsgruppen ermäßigt sich der Preis um 20 Pfennig.

# Norddeutsche Revisions- und Treuhand A. G., Berlin W 57, Steinmetzstr. 1.

☛☛☛ Fernsprecher: Amt Nollendorf 3491 oder Steglitz 3740 ☛☛☛

Leiter: Beeidigter Bücherrevisor Emil Frey, (Vorstandsmitglied der Landesgruppe Norddeutschland, früher Beuthen, Gleiwitz und Kattowitz.)

**Buch- und Revisionsarbeiten, Bilanzen, Steuerberatungen, Vermögens- und Hausverwaltungen, Fusionen, Gründungsberatungen, Buch- u. Steuerrechtliche Gutachten, Immobilien u. alle anderen Treuhandgeschäfte. Uebersetzungen in allen Sprachen.**

Zum Ausbau der

## Neuen oberschlesischen Volksbildungsstätte

Heimgarten, Neisse-Neuland

ist für Schlesien die Ausspielung einer

### grossen Warenlotterie

genehmigt worden.

Hauptgewinn:

1 Auto, 1 Vierzimmereinrichtung, 1 Flügel, 1 Schwermotorrad, 1 Klavier.

Ferner kommen

150 Fahrräder, mehrere Motorräder, Einzelzimmer, Nähmaschinen, Wäscheballen zu je 50 m, Hausbibliotheken mit ausgewähltem Inhalt, Teppiche, Besteckkästen und viele praktische Gegenstände zur Ausspielung.

**Jedes 3. Los gewinnt.**

**Für 50 Pfg. ein Los**

in allen örtlichen Verkaufsstellen zu haben oder direkt zu beziehen durch

**Heimgarten e. G. m. b. H.,**

Postscheckkonto Breslau 44335.

## Neuerscheinungen unseres Verlages!

### Für den Siedler:

„Der Unterkunftsba“  
Band 6 der Pioniertechnischen Hand- u. Lehrbücher — herausgegeben vom Reichswehrministerium (mit vielen 100 Zeichnungen) . . . . . Preis 3,— Mk.

### Für den Auswanderer:

„Was hat der Argentinienfahrer zu erwarten“  
von Prof. Dr. W. von Hauff  
Preis 1,— Mk.  
Das an sich sehr ernsthafte

und eine Fülle von Belehrung über das moderne Argentinien enthaltende Bändchen ist so launig und hochinteressant geschrieben, daß man es nicht aus der Hand legt, ohne es zu Ende gelesen zu haben.

### Für den Rußland-Interessenten:

Unsere  
„Russische volkswirtschaftliche Bücherei“  
bisher erschienen:  
Band 1 — Prof. Markoff:  
Der Geldverkehr i. Rußland

Band 2:

Die Bewegung der Preise in Sowj.-Rußl.  
von Prof. Schermann,  
Ein- u. Ausfuhrmöglichkeiten Sowj.-Rußl.  
von A. Markoff,  
Die russischen Textil-Rohstoffe  
von Prof. A. Melkich. u. a.  
Preis pro Heft 2,— Mk.

### Für den Politiker:

Werner Butz, Zürich:  
„Die Saaten der Völker“  
Eine streng objektive Untersuchung der Kriegsschuldfrage durch einen Neutralen.-1,— Mk.

Fritz Heinz Reimesch:  
„Die deutsche Schule in der Welt“ Band 1 — 1,50 Mk.  
Prof. Dr. Rühlmann: „Die Fragen d. besetzt. Westens“  
Ein Literaturnachweis — 65 Pf.

„Was heißt französische Besatzung?“  
31 Zeichnungen u. farb. Karten von Dipl.-Ing. Fritz Schüler  
1,50 Mk.

Dr. R. Mischler: „Die Rechtslage der Deutschösterreicher und Deutschböhmen in Deutschland“ — 1,20 Mk.

**Bernard & Graefe, Charlottenburg 1, an der Caprivi-Brücke**

Bedruckt bei Bernard & Graefe, Charlottenburg 1, an der Caprivi-Brücke